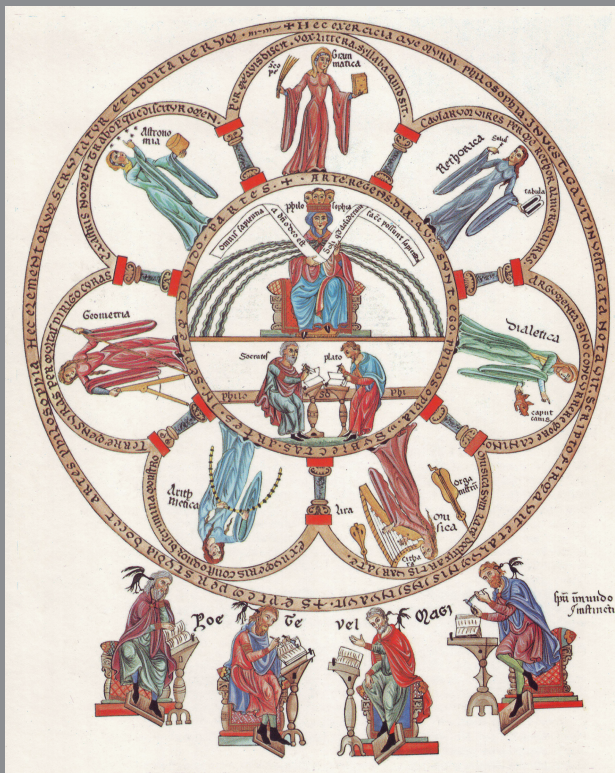


Rainer Nickel

# Übersetzen und Übersetzung

Anregungen zur Reflexion des Übersetzens im  
altsprachlichen Unterricht



Ars Didactica – 3



Rainer Nickel

Übersetzen und Übersetzung

Anregungen zur Reflexion der Übersetzungspraxis im  
altsprachlichen Unterricht

# Ars Didactica

Marburger Beiträge zu Studium und Didaktik  
der Alten Sprachen

herausgegeben von

Boris Dunsch  
Magnus Frisch  
Hans-Joachim Glücklich  
Rainer Nickel  
Felix M. Prokoph

Band 3

Rainer Nickel

# Übersetzen und Übersetzung

Anregungen zur Reflexion der  
Übersetzungspraxis im altsprachlichen  
Unterricht

**Kartoffeldruck-Verlag Kai Brodersen**

Speyer 2016

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:*  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: M. Frisch  
Titelbild: Die Philosophie thront inmitten der Sieben Freien Künste. Darstellung  
aus dem *Hortus Deliciarum* (um 1180) der Herrad von Landsberg  
Quelle: Wikimedia Commons  
([https://commons.wikimedia.org/wiki/File%3AHortus\\_Deliciarum%2C\\_  
Die\\_Philosophie\\_mit\\_den\\_sieben\\_freien\\_K%C3%BCnsten.JPG](https://commons.wikimedia.org/wiki/File%3AHortus_Deliciarum%2C_Die_Philosophie_mit_den_sieben_freien_K%C3%BCnsten.JPG))  
[von Dnalor\_01; gemeinfrei nach Lizenz CC-BY-SA 3.0]

verantwortliche Herausgeber für diesen Band: Rainer Nickel, Magnus Frisch

**Der kartoffeldruck-Verlag (den Namen verdankt er einem Vorschlag von  
Prof. Dr. Niklas Holzberg) publiziert zum reinen Selbstkostenpreis Bücher,  
die in jeder Buchhandlung bestellt werden können – insbesondere für  
Expertinnen und Experten in Altertumswissenschaft und Schule.**

2016  
© Kartoffeldruck-Verlag Kai Brodersen, Speyer  
[www.kartoffeldruck-verlag.de](http://www.kartoffeldruck-verlag.de)  
ISBN 978-3-939526-29-2

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
1 Das Dreiphasen-Modell.....	9
2 Was ist Übersetzen?.....	13
3 Was ist eine textadäquate und zielsprachengerechte Übersetzung?.....	17
4 Übersetzung und / oder Paraphrase? .....	37
5 Grenzen des Verstehens und Übersetzens.....	39
6 Über den Nutzen translatorischer Kompetenz beim Übersetzungsvergleich .....	61
7 Wie erhöht man seine translatorische Kompetenz? Beispiel: Wortschatzarbeit.....	75
8 Einige übersetzungspraktische Empfehlungen .....	93
9 Cicero als Übersetzer.....	99
10 Ciceros Reflexionen <i>De optimo genere oratorum</i> .....	121
11 Hieronymus: <i>De optimo genere interpretandi (epist. 57)</i> .....	125
12 Horaz und die approximative Äquivalenz.....	135
Nachwort .....	143

Stellenregister.....	146
Literaturverzeichnis.....	149
Sachregister .....	157
Zum Autor .....	161



## Vorwort

Die folgenden Überlegungen bildeten die Grundlage eines Workshops im Rahmen des Masterstudiengangs „Literaturwissenschaften“ für Latinisten an der Universität Basel vom 16. bis 17. Oktober 2014 zum Thema „Praxis und Theorie des Übersetzens“. In diesem Sinne standen lateinische Texte im Mittelpunkt, an denen nicht nur Probleme des Übersetzens bewusst gemacht, sondern auch Strategien zu ihrer Lösung erörtert wurden. Es stellte sich heraus, dass die Schwierigkeiten, vor die sich antike Übersetzer – vor allen anderen Cicero und Hieronymus – gestellt sahen, nicht endgültig zu beheben, sondern gewissermaßen zeitlos gegeben sind und sich bei jedem Übersetzungsversuch neu stellen. Fortschritte in dieser Frage bestehen eigentlich nur in der Vertiefung des Problembewusstseins. Darauf hinzuweisen, ist der Zweck der folgenden Ausführungen.

Die gesellschaftliche Relevanz des Übersetzens, die schon bei Cicero nicht in Frage gestellt wurde, wird in der vorliegenden Darstellung unter einer nicht nur *diachronischen*, sondern auch *synchronischen* Perspektive sichtbar gemacht. Wenn auch die Textbeispiele unschwer erkennen lassen, dass die diachronische Perspektive vorrangig berücksichtigt wird, so kann doch deutlich werden, dass das Übersetzen eine elementare Methode auch der synchronischen Kommunikation ist.

Die Darstellung ist in zwölf Abschnitte gegliedert, die zwar miteinander verknüpft sind, aber jeweils andere Gesichtspunkte eröffnen und stets Theorie und Praxis miteinander verbinden. Das wird nicht zuletzt an der Vielzahl der Textbeispiele sichtbar, die überwiegend zweisprachig vorgestellt werden,<sup>1</sup> sodass die theore-

---

<sup>1</sup> Die für die Darstellung maßgebenden Ganzschriften Cicero, *De optimo genere oratorum* und Hieronymus, *De optimo genere interpretandi* sind hier nur in Ausschnitten wiedergegeben. Im Falle von Horaz, *Sat.* 2, 6 blieb der letzte

tischen Überlegungen an den Texten unmittelbar nachzuvollziehen sind.

Es wäre zudem zweckmäßig, wenn der Benutzer des Buches zur Erhöhung seiner translatorischen Kompetenz dann und wann eigene Übersetzungsversuche unternehmen und diese mit den vorliegenden Übersetzungsvorschlägen immer wieder vergleichen würde.

Waldeck, im März 2016

Rainer Nickel

---

Teil (Vers 80–117), die Fabel von Stadt- und Landmaus, unberücksichtigt. Alle Übersetzungen stammen von Rainer Nickel, falls nichts anders angegeben.

# 1 Das Dreiphasen-Modell

Schon der erste Blick auf den Text löst einen Übersetzungszwang aus: Ich kann gar nicht anders: Ich muss übersetzen. Aber um Verständnis- und Übersetzungsfehler zu vermeiden, sollte man sich dem Text in wohlbedachten Schritten nähern. Daher erweist es sich als zweckmäßig, die Auseinandersetzung mit dem fremdsprachlichen Text als ein Trivium aus Texterschließung, Interpretation und Übersetzung zu verstehen.<sup>2</sup> Die Übersetzung folgt der Texterschließung und der Interpretation. Sie dokumentiert und präsentiert am Ende das Textverständnis und bildet den Abschluss der Auseinandersetzung mit dem Text. Sie markiert nicht nur den Abschluss eines intensiven Prozesses. Sie ist auch ein Produkt, das aus einem „Vollendungsbedürfnis“ hervorgegangen ist und einen „Vollendungswert“ hat.<sup>3</sup>

Dass diese drei Schritte vollständig voneinander getrennt werden könnten, wird niemand behaupten. Denn – wie gesagt – schon der erste Blick auf den ausgangssprachlichen Text löst Übersetzungsimpulse aus und bahnt Vernetzungen zu den beiden anderen Schritten an, die das Textverständnis erleichtern, aber auch erschweren können. Das „Vollendungsbedürfnis“ veranlasst dazu, auch den dritten Schritt mit besonderer Sorgfalt zu tun. Wenn es schon in den Phasen der Texterschließung und Textinterpretation (oft ungewollt) zu Teilübersetzungen (= ein Mittel zum Ziel) kommt, muss man sich ihrer Vorläufigkeit und Korrekturbedürftigkeit bewusst bleiben. Die (endgültige) Übersetzung (= das Ziel) bleibt so lange offen, bis der Text so weit wie möglich erschlossen und interpretiert ist. Rogier Eikeboom unterschied bereits eine „Übersetzung als Mittel“ von einer „Übersetzung als Ziel“ und zi-

---

<sup>2</sup> Vgl. u.a. schon die Richtlinien und Lehrpläne für die Sekundarstufe II – Gymnasium / Gesamtschule in Nordrhein-Westfalen. Latein (1999), 41.

<sup>3</sup> Dazu NICKEL 1984.

tierte den entscheidenden Satz des russischen Kollegen B. V. Belyayev (die Belyayev-Regel): „Nicht die Übersetzung muss dem Verstehen vorausgehen, sondern das Verstehen muss der Übersetzung vorausgehen“.<sup>4</sup> Es mag vielleicht ungewohnt sein, den Text schon vor der Übersetzung zu interpretieren. Aber dadurch wird schließlich auch erreicht, dass der Text selbst und nicht seine Übersetzung interpretiert wird.

Verfrühte und mitunter voreilige Übersetzungsversuche sind aber keinesfalls abzulehnen. Auch die Übersetzung von Einzelsätzen und sogenannte „Arbeitsübersetzungen“ sind sinnvoll, damit „Zwischenergebnisse“ nicht verloren gehen. Man sollte sie nur nicht als endgültig akzeptieren, auch wenn sie grammatisch korrekt sind. Denn oft bleibt das grammatisch Richtige unverständlich, weil die Ergebnisse der Texterschließung und der Textinterpretation nicht hinreichend berücksichtigt und vor allem auch die aktuellen Sprachgewohnheiten der Zielsprache nicht beachtet werden.

Im Rahmen des Dreiphasen-Modells für den Umgang mit altsprachlichen Texten setzt die Übersetzungskompetenz also zwei Kompetenzen voraus: eine Texterschließungs- und eine Interpretationskompetenz. Beide Kompetenzen *müssen* ausgangssprachlich orientiert sein, d.h. die Ausgangssprache zum Gegenstand haben. So werden Missverständnisse und Fehlinterpretationen vermieden. Wer die ersten beiden Schritte mit Hilfe seiner ausgangssprachlichen Kompetenz erfolgreich zurückgelegt hat, versteht den Text und kann ihn dann mit Hilfe seiner zielsprachlichen Kompetenz übersetzen.

Die Verbindung von ausgangssprachlicher und zielsprachlicher Kompetenz kann man als translatorische Kompetenz bezeichnen, über die der Übersetzer verfügen muss. Hieronymus hat dies in einem einzigen Satz über Ciceros Übersetzungskompetenz treffend zusammengefasst: Dieser habe übersetzt, *ut proprietates alterius linguae suis proprietatibus explicaret*.<sup>5</sup>

---

<sup>4</sup> EIKEBOOM 1970, 59.

<sup>5</sup> Hier. *epist.* 57,5 an Pammachius.

Die folgenden Überlegungen werden sich auf eine sprachenpaar-gebundene Praxis und Theorie des Übersetzens beziehen. Das lateinisch-deutsche Sprachenpaar wird im Mittelpunkt stehen. Allerdings ist auch das griechisch-lateinische Sprachenpaar im Zusammenhang mit Ciceros und Hieronymus' Übersetzungstheorie und -praxis zu berücksichtigen. Das Textmaterial stammt im Wesentlichen aus dem Corpus der Schriften Ciceros (hier vor allem *De optimo genere oratorum*). In einem engen Zusammenhang damit wird der 57. Brief des Hieronymus stehen. Weiterhin werden Texte des Horaz (u.a. die *Satire* 2,6) berücksichtigt, an denen Bedingungen und Möglichkeiten des Übersetzens veranschaulicht werden.



## 2 Was ist Übersetzen?

Es wäre ganz in Ciceros Sinn, die Auseinandersetzung mit einem Thema mit einer Definition zu beginnen. Ein erster Versuch:

Übersetzen ist [...] ein nach bestimmten prozessualen Gesetzmäßigkeiten ablaufender, in sich gegliederter interlingualer Sprachverwendungsprozess, der zwei durch Rückkopplung verbundene Hauptphasen in sich schließt: eine *Verstehensphase*, in welcher der ausgangssprachliche Text auf seine Sinnintention, seine Stillage und seine interlinguale Kommensurabilität hin geprüft wird, und eine sprachliche *Rekonstruktionsphase*, in welcher der referentiell (= in Hinsicht auf den außersprachlichen Bezug), relationslogisch (= in Hinsicht auf die Stimmigkeit der Beziehungen der Gedanken zueinander) und stilistisch analysierte und kontextuell disambiguierte ausgangssprachliche Text möglichst äquivalent in einen zielsprachlichen Text überführt wird.<sup>6</sup>

Diese Definition soll selbstverständlich niemanden abschrecken. Sie wurde hier aus einem „Handbuch der Linguistik“ zitiert, weil sie dem oben erwähnten Trivium aus Texterschließung, Textinterpretation und Textübersetzung zu entsprechen scheint: Von der syntaktischen Oberfläche eines ausgangssprachlichen Textes (= Texterschließung) führt der Weg über die Erfassung seines pragmatisch-semantischen Gehalts (= Textinterpretation) zur Erzeugung eines zielsprachlichen Textes (= Textübersetzung), der in seiner syntaktischen Oberfläche und seinem semantischen Gehalt dem ausgangssprachlichen Text im Idealfall äquivalent ist.

Texterschließung als Erfassung vor allem der syntaktischen Oberfläche und Textinterpretation als Erfassung des pragmatisch-semantischen Gehalts eines Textes müssen aber nicht immer zur Erzeugung eines neuen Textes, zur Rekodierung oder Rekonstruktion eines ausgangssprachlichen Textes in Form einer zielsprachli-

---

<sup>6</sup> STAMMERJOHANN/JANSSEN 1975, 518.

chen Übersetzung, führen. Denn im idealtypischen Modell des Triumvirat ist der Text bereits vor der Übersetzung verstanden. Wenn dennoch eine Übersetzung mit einer bestimmten Absicht angefertigt wird (darüber später mehr) oder bestimmten Unterrichtszwecken dient, dann ist eine translatorische Kompetenz erforderlich, die die ausgangssprachlich orientierten Teilkompetenzen – Texterschließungs- und Interpretationskompetenz – voraussetzt und um eine zielsprachliche Kompetenz zu erweitern ist. Ausgangs- und zielsprachliche Kompetenz sind vor dem Übersetzen unabhängig voneinander; in der translatorischen Kompetenz sind sie miteinander verknüpft. Also: Wenn ein Text erschlossen und interpretiert, d.h. verstanden, ist, muss er nicht unbedingt noch übersetzt werden. Denn das Textverständnis ist auf die auf zielsprachlicher Kompetenz beruhende Übersetzung nicht angewiesen.

Wenn dennoch übersetzt werden soll, kann eine Auseinandersetzung mit der Frage, was Übersetzen eigentlich ist, nicht unterbleiben. Der Übersetzer findet einen ausgangssprachlichen Text vor, den er mit Hilfe seiner ausgangssprachlichen Kompetenz dekodiert. Als Translator aktiviert er sein rezeptorisch-produktives Textverständnis, um mit einer zielsprachlichen Textfassung einen Adressaten (Leser) zu erreichen. Dabei lassen sich mindestens vier Schritte beschreiben:<sup>7</sup> (1) Die vom Sender (Autor) im ausgangssprachlichen Code formulierte Nachricht gelangt zum Translator. (2) Dieser analysiert und segmentiert die Nachricht auf der Grundlage seines sprachlichen und soziokulturellen Vorverständnisses. (3) Er nimmt die Rekodierung oder die „Umschlüsselung“ der Nachricht in der Zielsprache vor. Dabei bedient er sich zielsprachlicher Zeichen, Zeichenkombinationen und Zeichenkombinationsregeln, die er nach inhaltlichen und stilistischen Äquivalenzgesichtspunkten auswählt. (4) Der auf diese Weise neukonstituierte zielsprachliche Text geht dann zu einem Zweit- oder Endempfänger, der diesen dann wiederum seinen Möglichkeiten und Voraussetzungen entsprechend dekodiert, d.h. versteht oder auch missversteht.

---

<sup>7</sup> Vgl. STAMMERJOHANN / JANSSEN 1975, 518, s.v. Übersetzen.



Dieser Übersetzungsprozess kann – in Anlehnung an die Generative Grammatik – auch in folgenden Phasen beschrieben werden: (a) Der Übersetzer erfasst die Oberflächenstruktur des Ausgangssprachlichen Textes (Texterschließung). (b) Er ermittelt die Tiefenstruktur des Ausgangssprachlichen Textes (Textinterpretation). (c) Er überführt die Tiefenstruktur des Ausgangssprachlichen Textes mit Hilfe seiner translatorischen Kompetenz in die Oberflächenstruktur eines möglichst äquivalenten Zielsprachlichen Textes, dessen Tiefenstruktur die größtmögliche Übereinstimmung mit der Tiefenstruktur des Ausgangssprachlichen Textes aufweist.

Der Leser des Zielsprachlichen Textes muss allerdings in der Lage sein, diesen Text, d.h. die Übersetzung, zu verstehen. Daher bemüht sich Übersetzer darum, Verständnisbarrieren nicht nur mit der Formulierung seiner Übersetzung, sondern z.B. auch durch erklärende Fußnoten zu beseitigen. Dieser Adressatenbezug der Übersetzung sollte ernst genommen werden. Eine Übersetzung ist sinnlos, wenn sie von niemandem verstanden wird.



### 3 Was ist eine textadäquate und zielsprachengerechte Übersetzung?

Der höchste Anspruch, den man traditionell an eine Übersetzung stellt, ist die sogenannte *Werktreue*. Wenn eine Übersetzung diesem Anspruch gerecht wird, hat sie ihr Ziel erreicht.<sup>8</sup> Aber ist dieses Ziel überhaupt zu erreichen?<sup>9</sup>

Wenn man davon ausgeht, dass ein literarisches Werk eine spezifische Einheit von Inhalt und Form ist, kann eine Übersetzung dem Prinzip der Werktreue gar nicht gerecht werden. Denn auch sie ist eine spezifische Einheit von Form und Inhalt, die *eo ipso* mit dem Original nicht identisch ist. Denn jede natürliche Sprache determiniert die Art und Weise, wie Welt und Wirklichkeit von den jeweiligen Sprachbenutzern gesehen und verstanden werden, und spiegelt immer nur eine bestimmte Sicht auf die Welt wider. Autor, Übersetzer und Leser leben in unterschiedlichen *worlds of reality*, d.h. in unterschiedlichen Lebenswelten und historisch-kulturellen Kontexten. Dass einst „siebzig Menschen“ (*Septuaginta*) es geschafft haben sollen, für denselben Text unabhängig von einander völlig identische Übersetzungen anzufertigen, ist eine großartige Legende. Dieser Vorgang ist wohl kaum wiederholbar.

Weil eine Übersetzung erfahrungsgemäß ein *übersetzerspezifisches* Rezeptionsprodukt ist, sind auch immer wieder *neue* Übersetzun-

---

<sup>8</sup> Dazu SCHADEWALDT 1963, 251: „Treue ist von vornherein mit dem strengen Begriff des Übersetzens gegeben, in ihr vollendet die Übersetzung ihr Wesen. Welcher Grad aber und welche Art der Erhaltung und Erneuerung des Originals durch die Mittel der eigenen Sprache Treue ist, darüber denkt der einzelne Übersetzer und dachte das jeweils übersetzende Zeitalter verschieden.“

<sup>9</sup> SCHADEWALDT 1963, 254: „Wie sollte es je möglich sein, den ‚Sinn‘ eines Wortes, eines Satzes, einer Schrift, den Gehalt eines Gedichtes aus den Formen seiner notwendigen sinnlichen Erscheinung herauszunehmen und mit Worten und Sätzen einer anderen Sprache zu verschmelzen, welche doch

gen erforderlich.<sup>10</sup> Dadurch wird nicht zuletzt dem Original eine ebenso dauerhafte wie wechselhafte Wirkung und Rezeption ermöglicht. Mit Walther Killy ist wohl daran festzuhalten, „dass Übersetzung eine noble Form der Annäherung und Aneignung darstellt, die schon deshalb immer wieder unternommen wird, weil ein jeder immer wieder den gleichen Text auf seine Weise neu zu erwerben sucht.“<sup>11</sup>

Weil Übersetzungen der „Mode“ unterworfen sind, „altern“ und veralten,<sup>12</sup> ist jeder neue Übersetzer berechtigt, diese hinsichtlich ihrer Nähe zum Original, ihrer Lesbarkeit und Verständlichkeit übertreffen zu wollen (im Sinne der *aemulatio*).

Verstärkt wird der Eindruck von der Vorläufigkeit einer Übersetzung noch dadurch, dass die Leser des übersetzten Textes über unterschiedliche Rezeptionsbedingungen verfügen. Sie rezipieren *nicht die*, sondern *eine* Übersetzung – schon der Übersetzer hatte *nicht den*, sondern *einen* ausgangssprachlichen Text rezipiert.

Die Vorläufigkeit einer Übersetzung entspricht der Vorläufigkeit des Verstehens. Wie es keine objektiv „richtige“ Übersetzung gibt, so ist auch die Erschließung des vollen Textsinnes unmöglich:

Die Ausschöpfung des wahren Sinnes aber, der in einem Text oder in einer künstlerischen Schöpfung gelegen ist, kommt nicht irgendwo zum Abschluss, sondern ist in Wahrheit ein unendlicher Prozess. Es werden nicht nur immer neue Feh-

---

die Funktionen eines andersartigen Sinngehalts, eben der anderen Sprache sind?“

<sup>10</sup> Ein einziger Übersetzer kann nicht gleichzeitig alle Dimensionen des Originaltextes zur Geltung bringen. Es ist „die Beschränktheit allen Übersetzens, dass es nie die Ganzheit des Originals zu erschöpfen, sondern allenfalls Aspekte zu eröffnen vermag“ (SCHADEWALDT 1958, 325f.). Dazu auch STIERLE 2011: Es sei gut, wenn es viele Übersetzungen gebe, an deren gemeinsamem Horizont das Original aufleuchte.

<sup>11</sup> KILLY 2000, 47f.

<sup>12</sup> Man kann durchaus von der „Halbwertszeit“ einer Übersetzung sprechen. Aber wie lange dauert diese? Unter Halbwertszeit versteht man bei radioaktiven Stoffen und instabilen Elementarteilchen die Zeit, in der die Hälfte der Atome des Elements bzw. der Teilchen zerfallen ist. Wenn man von der „Halbwertszeit“ einer Übersetzung spricht, bedeutet dies, dass die „Hälfte“ der Übersetzung durchaus erhalten bleiben kann, die andere aber erneuert werden muss.

lerquellen ausgeschaltet, so dass der wahre Sinn aus allerlei Trübungen herausgefiltert wird, sondern es entspringen stets neue Quellen des Verständnisses, die ungeahnte Sinnbezüge offenbaren [...].<sup>13</sup>

Der Text ermöglicht und verlangt im Akt des Lesens immer wieder neue Vernetzungen mit dem Bewusstsein des Lesers.<sup>14</sup>

Das Wissen um die Aussichtslosigkeit einer in jeder Hinsicht werktreuen Übersetzung<sup>15</sup> darf jedoch nicht dazu verleiten, bestimmte, allgemein vermittelbare *Übersetzungsmaximen* zu missachten. Dazu gehören die Wahrung der *taktvollen Distanz*<sup>16</sup> zum Original, die Vermeidung von Amplifikationen (Erweiterungen), Abundanz (Übersteigerungen), Reduktionen (Verringerungen) oder Extenuationen (Ausdünnungen) und der Verzicht darauf, die vom Autor beabsichtigten Andeutungen und Unklarheiten (z.B. durch Konkretisierung von Abstraktem)<sup>17</sup> zu explizieren oder Leerstellen des Originals zu füllen. Der Übersetzer vermeidet die Monosemierung gewollter Polysemie und verzichtet auf erklärende Zusätze, die Fremdartiges tilgen oder übertünchen sollen.<sup>18</sup>

In meiner Übersetzung von Ciceros Schrift *De divinatione*<sup>19</sup> bin ich von dieser Regel bewusst abgewichen. Denn die Übersetzung verfolgte das Ziel, den zeitgenössischen Leser, der den lateinischen Text nicht zu Verfügung hat, Ciceros Gedanken in ihrer aktuellen Bedeutung nachvollziehen zu lassen. Aus diesem Grund wurden notwendige sachliche Erläuterungen bisweilen gleich in die Übersetzung eingearbeitet. Dadurch konnten vielfach zusätzliche An-

---

<sup>13</sup> GADAMER 1975, 282.

<sup>14</sup> Dazu HEILMANN 1993.

<sup>15</sup> „Keine Übersetzung kann dem Original treu sein, sonst wäre sie das Original selbst.“ So Karlheinz STIERLE in seiner Rezension der Dante-Übersetzung von Kurt FLASCH, in: *Die Zeit* vom 15. 12. 2011.

<sup>16</sup> SCHADEWALDT 1958, 325 spricht von dem „übersetzerischen Takt, der über allen Prinzipien des Übersetzens steht.“

<sup>17</sup> SEELE 1995, 45f.

<sup>18</sup> Homer charakterisiert Nestor z.B. als „vernünftig denkend“. Raoul SCHROTT, der jüngste Ilias-Übersetzer (München 2008), übersetzt den zitierten Vers (*Ilias* 2,78) folgendermaßen: „Doch da trat nun Nestor, der stets das Wohl aller im Auge behielt, in die Mitte und meinte ...“

<sup>19</sup> NICKEL 2011, 9f.

merkungen vermieden werden. Das Vorbild für dieses Verfahren lieferten die Schreiber der Manuskripte, die im Mittelalter lange vor der Erfindung des Buchdrucks für die Erhaltung und Verbreitung antiker Texte sorgten und immer wieder schwer verständliche Stellen mit erklärenden Randbemerkungen (Glossen) lesbarer machen wollten.

In die Übersetzung wurde also gelegentlich ein erklärendes Attribut oder eine Apposition als „Glosse“ eingefügt. Beispiele: *div.* 1,46: Hier erwähnt Cicero die persischen Magier; ein mittelalterlicher Schreiber fügte – gewissermaßen in Klammern – hinzu: „Das sind Leute, die bei den Persern als weise und gelehrte Männer galten.“ Dementsprechend heißt es in meiner Übersetzung: „Warum soll ich noch aus der ‚Persischen Geschichte‘ des Dinon zitieren, welche Auskunft die weisen und gelehrten persischen Traumdeuter, die sogenannten Magier, dem berühmten König Kyros gegeben haben?“

Noch einige weitere Beispiele: Cicero sagt *div.* 1,47 *in barbaris gentibus*. Das bedeutet eben nicht „bei den barbarischen Stämmen“. Um zu verdeutlichen, was gemeint ist, heißt es: „... nicht nur bei den Griechen und Römern, sondern auch bei den fremden Völkern.“ Um eine Anmerkung zu vermeiden, lautet die Übersetzung für *Coelius scribit* (1,28): „Der Historiker und Verfasser einer Geschichte des 2. Punischen Krieges, Coelius Antipater, schreibt ...“ Mitunter verzichtet die Übersetzung auch auf Namen oder Begriffe, die eine umfänglichere Erklärung erfordert hätten: Das Verständnis des Textes wird nicht geschmälert, wenn z.B. der religiöse Begriff der „Devotion“ (1,51) nicht mithilfe einer umfänglichen Anmerkung erklärt, sondern vereinfachend mit „rituellem Selbstopfer“ übersetzt wird. „Areopag“ (1,54) wird unter Verzicht auf eine ausführliche Anmerkung gleich mit „höchstes Gericht in Athen“ übersetzt. Viele Anmerkungen und Erläuterungen werden auch durch eine paraphrasierende Übersetzung überflüssig. Für Ciceros Satz „Als ich in Asien als Prokonsul für die Verwaltung verantwortlich war ...“ (1,58) steht in der Übersetzung: „Als ich in Asien meinen verantwortungsvollen Posten bekleidete ...“ Auch Ortsnamen können durch erklärende Zusätze erweitert werden (z.B. 1,59): Im Falle des Ortsnamens Atina heißt es dann „Atina in Lati-

um“. Wenn von den *Parilia* der Stadt Rom die Rede ist (2,98), dann wird in der Übersetzung gleich auf die traditionellen Geburtstagsfeiern hingewiesen und auf eine Anmerkung verzichtet. In 2,100 bekommt Dikaiarchos gleich die Apposition „der Aristoteleschüler“. Die Stoiker werden in 2,104 nicht einfach nur als „Dialektiker“ angeredet, sondern zugleich noch als „stoische Meister des Argumentierens“.

Dass Übersetzungen oft von Motiven und Intentionen geprägt sind, die über das Original hinausweisen und dieses sogar zu bestimmten Zwecken instrumentalisieren, zeigt beispielhaft schon der Umgang der Römer mit griechischen Texten. Römische Übersetzer pflegten bedenkenlos lexikalisch-semantiche Modifikationen vorzunehmen, griechische gegen urrömische Begriffe und Vorstellungsinhalte auszutauschen, ausgangssprachliche an zielsprachliche Normen anzupassen und ausgangssprachliche mit zielsprachlichen Bildern zu ersetzen. Die römischen Komödiendichter übersetzten und kontextualisierten Partien aus ihren griechischen Vorbildern so, dass sie auf der römischen Bühne erfolgreich wirken konnten und bei einem römischen Publikum ankamen. Hier ging es um *Wirkung*, nicht um *Werktreue*. Ciceros Übersetzungen schließlich dienten vorrangig dem Zweck, die griechische Philosophie in Rom einzubürgern, und waren im Grunde nichts anderes als die Fortsetzung des römischen Imperialismus mit anderen Mitteln.<sup>20</sup>

Schon Friedrich Nietzsche hat diese Situation treffend charakterisiert:

Man kann den Grad des historischen Sinns, welchen eine Zeit besitzt, daran abschätzen, wie diese Zeit Übersetzungen macht und vergangene Zeiten und Bücher sich einzuverleiben sucht. [...] Wie übersetzten sie [die Römer] in die römische Gegenwart hinein! Wie verwischten sie absichtlich und unbekümmert den Flügelstaub des Schmetterlings Augenblick! So übersetzte Horaz hier und da den Alcäus oder den Archilochus, so Properz den Callimachus und Philetas (Dichter gleichen Ranges mit Theokrit, wenn wir urteilen dürfen):

---

<sup>20</sup> Zu Ciceros Verständnis von Philosophie als Dienst am Staat vgl. DUNSCH 2000.

was lag ihnen daran, dass der eigentliche Schöpfer dies und jenes erlebt und die Zeichen davon in sein Gedicht hineingeschrieben hatte! – als Dichter waren sie dem antiquarischen Spürgeiste, der dem historischen Sinne voranläuft, abhold; als Dichter ließen sie diese ganz persönlichen Dinge und Namen und alles, was einer Stadt, einer Küste, einem Jahrhundert als seine Tracht und Maske zu eigen war, nicht gelten, sondern stellten flugs das Gegenwärtige und das Römische an seine Stelle. Sie scheinen uns zu fragen: „Sollen wir das Alte nicht für uns neu machen und uns in ihm zurechtlegen? ...“ Sie kannten den Genuss des historischen Sinns nicht; das Vergangene und Fremde war ihnen peinlich, und als Römern ein Anreiz zu einer römischen Eroberung. Und in der Tat, man eroberte damals, wenn man übersetzte – nicht nur so, dass man das Historische wegließ, man fügte die Anspielung auf das Gegenwärtige hinzu, man strich vor allem den Namen des Dichters hinweg und setzte den eigenen an seine Stelle – nicht im Gefühl des Diebstahls, sondern mit dem allerbesten Gewissen des *imperium Romanum*.<sup>21</sup>

Die den Römern fremde moderne Übersetzungsästhetik lässt sich vielleicht daraus erklären, dass heutige Übersetzer im Gegensatz zu römischen Übersetzern in der Regel keine klar definierten Zwecke mit ihren Übersetzungen verfolgen. Diese sollen den Texten adäquat oder gar äquivalent sein. Dieses Ziel lässt keine „Zweckentfremdung“ zu. Der moderne Übersetzer dient dem Text, der römische benutzt ihn und will ihn mitunter sogar überbieten. Beide sind sich mit Sicherheit darin einig, verständlich zu sein.

Ein Beispiel: Catull übersetzt mit seinem *carmen* 51 *Ille mi par esse videtur* [...] die Sappho-Ode 31 Φάλνεταί μοι κήρυος [...]. Auf seine Amplifikationen soll hier im Einzelnen nicht eingegangen werden.<sup>22</sup> Aber die letzte Strophe des Catullgedichts *Otium Catulle, tibi molestum est* [...] ist offensichtlich eine Amplifikation, mit der Catull „eine neue Note in das Gedicht hineingebracht“<sup>23</sup> hat. Auch Catull verstand seine Aufgabe als *aemulatio*, „als möglichst

<sup>21</sup> Friedrich NIETZSCHE, *Die fröhliche Wissenschaft* II,83 [ed. Karl SCHLECHTA. Bd. 2, 91f. = KSA 3, 438f. ]

<sup>22</sup> Vgl. SEELE 1995, 45–47.

<sup>23</sup> SEELE 1995, 46.



überbietendes Konkurrieren mit dem Original.“<sup>24</sup> Man kann hier das Risiko der Verallgemeinerung eingehen: „Die antiken Übersetzer amplifizierten oder reduzierten ihre Vorlagen; sie modifizierten die Semantik ihres Ausgangstextes, wenn dies in ihrem eigenen oder im Interesse ihrer Leser lag; sie traten mit ihren Originalen in Wettstreit ...“<sup>25</sup> Auch wenn der moderne Übersetzer in diesen Wettstreit nicht eintritt, lässt er sich auf ihn ein, wenn er zur Beseitigung von Kommunikationsbarrieren mit leserfreundlichen Absichten in den Text eingreift. Diesem Zweck können erklärende *Fußnotentexte* dienen. Allerdings ist die Grenze zwischen notwendigen und überflüssigen Erklärungen schwer zu ziehen, da man nur vermuten kann, welche für das Verständnis des Textes erforderlichen Kenntnisse dem Leser fehlen.<sup>26</sup>

Der Respekt vor dem Original verbietet aber nicht nur die Aufhellung von Dunkelheit und die Beseitigung von Schwierigkeiten, sondern auch jede Effekthascherei durch Trivialisierung, Infantilisierung, Vulgarisierung, Anbiederung, Jovialisierung oder krampfhaftige Aktualisierung.<sup>27</sup> Derartige Versuche können zu schwerwiegenden Missverständnissen führen, textferne Assoziationen und irreführende Bildvorstellungen auslösen<sup>28</sup> oder weitreichende Verstehensillusionen bewirken. Der seriöse Übersetzer wird z.B. das „Skeptron“ des Agamemnon (*Il.* 2,46) nicht mit „Marschallstab“ (Schrott) wiedergeben oder Odysseus (*Il.* 2,161) als einen Mann bezeichnen, der „Zeus das Wasser reichen“ konnte und als einziger der Griechen, die nach Hause wollten, nicht versuchte, „sein Schiff flottzukriegen“, weil ihm das Gerede um den Abbruch der troischen Expedition „gegen den Strich“ ging (Schrott). Der Übersetzer lässt auch Odysseus nicht zu einem unwilligen Kämpfer sagen (*Il.* 2,200): „Was ist bloß in dich gefahren? Setz dich auf deinen Hintern . . . , du feiger Sack!“ Auch Hektors Worte an seinen Bru-

---

<sup>24</sup> SEELE 1995, 47.

<sup>25</sup> SEELE 1995, 11.

<sup>26</sup> ORTEGA Y GASSET 1957, trat im Rahmen seines Plädoyers für eine Übersetzung, die den Text nicht modernisiert, sondern seinen fremden Charakter betont, für die Fußnote als Verständnishilfe ein.

<sup>27</sup> DRÄGER 2009 wirft Raoul Schrott diese Fehler vor (DRÄGER 2009).

<sup>28</sup> Dazu auch SEELE 1995, 70f.

der Paris (*Il.* 3,39), der dem Zweikampf mit Menelaos (mit göttlicher Hilfe) entkam, dürfte der Atmosphäre des Originals nicht entsprechen: „Paris – du Parodie!<sup>29</sup> Nichts als ein Blender bist du, ein Weiberheld, der jetzt noch dazu seinen Schwanz einzieht!“<sup>30</sup>

Schrotts Übersetzung will zwar eine dem Original äquivalente Wirkung („Wirkungsäquivalenz“) erzeugen. Ob aber „Wirkungsäquivalenz“ nach mehr als 2500 Jahren überhaupt möglich ist, sei dahingestellt. Sollte man sich nicht lieber darauf beschränken, eine Übersetzung als ein übersetzerspezifisches Rezeptionsdokument zu begreifen? Dann trifft Umberto Ecos Motto „Dire quasi la stessa cosa“ (Milano 2003; „Quasi dasselbe mit anderen Worten . . .“) auf das Übersetzen und die Übersetzung nicht zu. Denn eine Übersetzung ist immer ein neuer, anderer Text.

Daraus folgt jedoch keine rigorose Entscheidung für oder gegen eine *zielsprachenbezogene* oder eine *ausgangssprachenbezogene* Übersetzung. Schon Goethe hatte diese – nur „mit Gefühl und Geschmack“ – aufzuhebende Antithese thematisiert,<sup>31</sup> die gewöhnlich durch die immer wieder beschworene Gegenüberstellung von „wörtlich“ und „frei“ trivialisiert wird. Eine „freie“ ist eine zielsprachenorientierte und transponierende Übersetzung, eine „wörtliche oder wortgetreue“ dagegen eine ausgangssprachenorientierte und dokumentarische Übersetzung. In der Praxis kann diese als „Arbeitsübersetzung“ dienen und die Vorstufe einer zielsprachlich orientierten Übersetzung sein.

Wenn Terenz im Prolog (10–11) zu den *Adelphen* die Formulierung *verbum de verbo* verwendet, meint er damit übrigens nicht „wörtlich“, sondern „singemäß“. Er habe einen bestimmten griechischen Text in die *Adelphen* eingefügt und „singemäß“ wieder-

---

<sup>29</sup> Das ist alliterierend-wortspielerische Effekthascherei wie der Titel des Drogenratgebers „Opium bringt Opi um“ von James Nestor.

<sup>30</sup> Strotzend vor verbalen Anachronismen ist auch der Redestreit zwischen Thersites und Odysseus (*Il.* 2,225–242 u. 246–264) in Schrotts Übersetzung.

<sup>31</sup> Goethe in der Schrift: *Zu brüderlichem Andenken Wielands* (1813), abgedruckt bei StÖRIG 1963, 35: „Es gibt zwei Übersetzungsmaximen: die eine verlangt, dass der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt, dass wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, dass wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden

gegeben, d.h. er habe das in diesem Text „Gemeinte“ wiedergegeben.<sup>32</sup> Mit dieser Entscheidung wird Terenz auch seinem primären Ziel einer Orientierung am römischen Publikum gerecht (*Andria*, Prolog 1–3): „Als der Dichter sich dem Schreiben zuwandte, glaubte er, dies allein sei seine Aufgabe, dass die Geschichten, die er verfasste, dem Volk gefielen.“

Cicero weist darauf hin, dass seine Landsleute *non verba, sed vim*, d.h. nicht einfach nur Wörter, sondern das Gemeinte oder die Bedeutung der Wörter übersetzten (*ac.* 1,10):

Du führst zwar eine plausible Begründung (für eine unzureichende philosophische Bildung) an: Denn entweder werden die Gebildeten es vorziehen, die griechischen Originale zu lesen, oder diejenigen, die sie nicht kennen, werden nicht einmal diese Texte (= unsere Übersetzungen) lesen. Aber mich überzeugst du mit dieser Begründung durchaus nicht; es ist vielmehr so: Sowohl diejenigen, die die griechischen Originale nicht lesen können, als auch diejenigen, die es können, werden diese Übersetzungen in ihre eigene Sprache nicht verachten. Was wäre denn der Grund dafür, dass die Kenner der griechischen Literatur lateinische Dichter lesen, griechische Philosophen aber nicht? Oder wenn ihnen Ennius, Pacuvius, Accius und viele andere Freude machen, die nicht die Worte (*non verba*), sondern die Wirkung (*vis*) der griechischen Dichter wiedergegeben haben – um wieviel mehr werden ihnen die Philosophen Freude bereiten, wenn diese, wie jene Aischylos, Sophokles und Euripides, Platon, Aristoteles und Theophrast nachahmen (*imitari*). Wie ich sehe, werden jedenfalls einige unserer Redner gelobt, die Hypereides oder Demosthenes nachgeahmt haben.

Causam autem probabilem tu quidem affers: aut enim Graeca legere malent, qui erunt eruditi, aut ne haec quidem, qui illa nescient. sed eam mihi non sane probas; immo vero et haec, qui illa non poterunt et qui Graeca poterunt, non contemnunt sua. quid enim causae est, cur poetas Latinos Graecis litteris eruditi legant, philosophos non legant? an quia de-

---

sollen. [...] Unser Freund [Wieland], der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.“

<sup>32</sup> Vgl. auch SEELE 1995, 85.

lectat Ennius, Pacuvius, Accius, multi alii, qui non verba, sed vim Graecorum expresserunt poetarum – quanto magis philosophi delectabunt, si ut illi Aeschylum, Sophoclem, Euripidem sic hi Platonem imitentur Aristotelem, Theophrastum. oratores quidem laudari video, si qui e nostris Hyperidem sint aut Demosthenem imitati.

Bei Horaz (*ars* 133ff.) bezeichnet die Formel *verbo verbum reddere* übrigens das „wortwörtliche Übersetzen“ eines Dolmetschers. Der Adressat dieser Zeilen ist hier aber kein Übersetzer, sondern ein Dichter, der einen bereits behandelten Stoff nochmals verwenden will: Du kannst ruhig einen bereits behandelten Stoff wieder aufgreifen,

... wenn du dich nur nicht in einem niveaulosen und vielbetretenen Kreis aufhalten und dich nicht darum bemühen wirst, den Text Wort für Wort wiederzugeben wie der wortgetreue Dolmetscher und dich nicht als Nachahmer in die Enge treiben lässt.

... si

non circa vilem patulumque moraberis orbem  
nec verbo verbum curabis reddere fidus  
interpres nec desilies imitator in artum.

In diesem Zusammenhang sollte man die vielfach gegebene Anweisung „So frei wie nötig, so wörtlich wie möglich!“ erwähnen; sie zielt eigentlich nur darauf,<sup>33</sup> eine Mitte zu suchen zwischen einer zielsprachlichen Normgerechtigkeit, die eine zwar bequeme, aber vielleicht irreführende Verständlichkeit suggeriert, und einer vermeintlichen Werktreue, der man sich durch ein „wörtliches“ Übersetzen anzunähern glaubt.<sup>34</sup>

Was aber bedeutet im Rahmen dieses Kompromisses „so wörtlich wie möglich“ und „so frei wie nötig“? Auf der Ebene der Syntax kann man diese Regel ein Stück weit befolgen, indem man die ausgangssprachliche Reihenfolge der Wörter nicht gedanken-

---

<sup>33</sup> Vgl. HERMES 1964.

<sup>34</sup> Es sei dahingestellt, ob das Problem „wörtlich oder frei“ mit zweisprachigen Textausgaben gelöst wird. Ebenso bleibt bisher ungeklärt, ob Übersetzungen in einer *zweisprachigen* Textausgabe „anders“ sein dürfen / müssen als in einer *einsprachigen* Übersetzung.

los zerstört, sondern erhält, soweit die zielsprachliche Syntax dies zulässt (das bedeutet: „so frei wie nötig“).

Diese Einschränkung zeigt bereits, dass die „wörtliche Übersetzung“ nicht mit der „Wort-für-Wort-Übersetzung“ verwechselt werden darf.

Die Wort-für-Wort-Übersetzung, zu der auch der aus dem Mittelalter bekannte Typ der Interlinearversion zu rechnen ist, richtet sich nach den syntaktischen Strukturen der Ausgangssprache, die wörtliche Übersetzung hingegen nach dem syntaktischen Regelsystem (auf der System- und Normebene) der Zielsprache. Die Wiedergabe des Satzes *I have read the book* mit *Ich habe das Buch gelesen* ist eine wörtliche Übersetzung [...], weil der Übersetzer unter Beibehaltung der ausgangssprachlichen Satzkonstruktion nur eine syntaktische Umordnung in der Abfolge der einzelnen Wörter dieses Satzes nach Maßgabe zielsprachlicher Syntaxregeln vorgenommen hat. Die Übersetzung *\*Ich habe gelesen das Buch* hingegen wäre eine [...] Wort-für-Wort-Übersetzung. Gelegentlich sind wörtliche Übersetzung und Wort-für-Wort-Übersetzung identisch.<sup>35</sup>

Ob man den Satz *librum legi* mit „Das Buch habe ich gelesen“ oder mit „Ich habe das Buch gelesen“ übersetzt, hängt gewiss vom Kontext ab, der diese oder jene Intonation erfordert. Aber grundsätzlich sollte zunächst (im Sinne einer „Arbeitsübersetzung“) die Übersetzung bevorzugt werden, die die lateinische Wortfolge weitestgehend beibehält.

Die „wörtliche Übersetzung“ kann ebenso wie die „Lehnübersetzung“ und die „Wort-für-Wort-Übersetzung“ als Substitution, d.h. als Textumwandlungsprozedur, oder als Kommutation (als ein intersprachlicher Austausch sprachlicher Zeichen) verstanden werden. Die „freie, nichtwörtliche Übersetzung“ ist dagegen eine Paraphrasierung des ausgangssprachlichen Textes auf syntaktischer und semantischer Ebene (s.u. Kapitel 4: „Übersetzung und/oder Paraphrase“).

---

<sup>35</sup> STAMMERJOHANN/JANSSEN 1975, 524f.

In einem bemerkenswerten Aufsatz weist Dieter Lohmann<sup>36</sup> auf die besondere Bedeutung des lateinischen Hyperbaton hin. Dieses „Stilmittel“ gehört zu den unübersetzbaren Phänomenen. Dennoch ist im Verstehensprozess die Reihenfolge der Wörter möglichst sorgfältig zu beachten. Denn bei jeder sprachlichen Äußerung geht der Sprecher davon aus, dass der Empfänger sie in der von ihm gewollten Reihenfolge aufnimmt. Wer sich nicht daran hält, läuft Gefahr, das vom Autor Gemeinte falsch zu gewichten, falsch zu deuten, es nur zum Teil oder gar nicht zu verstehen.<sup>37</sup>

Lohmann beklagt, dass der Verstehensprozess meist nicht dem Ablauf im Zeitkontinuum, sondern der Gegenrichtung vom Ende zum Anfang, d.h. gegen die vom Autor gewollte Verstehensrichtung, folgt. Er weist mit Recht darauf hin, dass man gewöhnlich zwar viel Wert auf die Identifikation von Wortstellungsfiguren (z. B. Chiasmus, Parallelismus, Hyperbaton usw.) lege und diese auch für die Interpretation nutze, die „gewöhnliche“ Wortstellung im Verstehensprozess aber ignoriere und statt dessen „ordne“, „umstelle“, „konstruiere“, bevor man übersetze. Lohmann stellt fest:

Die entscheidende Grundregel für Verstehen und Übersetzen ist leicht zu definieren: Übersetze grundsätzlich am Satzfa-  
den entlang und stelle nur dann – dann aber bewusst! – die  
Wortfolge um, wenn es nach den deutschen Satzbauregeln  
erforderlich ist.<sup>38</sup>

Hier wird also kein „Wort-für-Wort-Übersetzen“, sondern ein „Wort-für-Wort-Verstehen“ verlangt, ohne auf „die gezielte Voraus-schau auf sprachliche Signale im Satzablauf“ zu verzichten.

Mitunter ist zwar ein „Wort-für-Wort-Verstehen“, aber kein „Wort-für-Wort-Übersetzen“ möglich:

Ianum Quirinum clausit et ordinem  
rectum evaganti frena licentiae  
iniecit movitque culpas  
et veteres evocavit artis.<sup>39</sup>

---

<sup>36</sup> LOHMANN 2007.

<sup>37</sup> Vgl. LOHMANN 2007, 168.

<sup>38</sup> LOHMANN 2007, 175.

<sup>39</sup> Hor. *carm.* 4,15,8–12.

- (a) [Caesar Augustus] schloss das Tor des Ianus Quirinus und die richtige Ordnung gab er einer die Zügel nicht achtenden Freiheit und beseitigte das Verbrechen und rief die alten Fähigkeiten zurück.
- (b) [Caesar Augustus] schloss das Tor des Ianus Quirinus und einer die richtige Ordnung nicht achtenden Freiheit legte er Zügel an und beseitigte das Verbrechen und rief die alten Fähigkeiten zurück.

In (a) ist *ordinem rectum* Objekt zu *iniecit*; in (b) ist *ordinem rectum* Objekt zu *evaganti*.

Dass bei Nichtbeachtung der Sukzessivität der sprachlichen Zeichen Missverständnisse und Fehler möglich sind oder die Sätze ihre Spannung verlieren, veranschaulicht Lohmann an Martial (10,8): *Nubere Paula cupit nobis, ego ducere Paulam / nolo: anus est. Vellem, si magis esset anus*. Die folgende Skizze des Verstehensablaufs ist keine Übersetzung, aber für die Übersetzung relevant: „Heiraten Paula möchte mich, ich heiraten Paula / nicht will: Eine alte Frau ist sie. Ich wollte, wenn mehr sie wäre eine alte Frau.“

Der gattungsspezifische Aufbau eines Epigramms<sup>40</sup> lässt es auf keinen Fall zu, den Text gegen die vom Autor gegebene Richtung verstehen zu wollen. Denn in einem zweiteiligen Epigramm soll die Aussage im ersten Teil eine Erwartung wecken, die erst mit der Sinndeutung / Sinnerhellung im zweiten Teil erfüllt wird. Eine syntaktisch akzeptable Übersetzung des Epigramms könnte daher lauten: „Heiraten möchte mich Paula, ich will Paula nicht heiraten: / Sie ist eine alte Frau. Ich wollte es, wenn sie noch älter wäre.“

Die semantischen Unterschiede zwischen *cupere* und *velle* und zwischen *nubere* und *ducere* sind kaum angemessen wiederzugeben. Hier hilft notfalls eine „Fußnote“, die auf das Unübersetzbare hinweist. (Wer übersetzt, sollte stets das ihm unübersetzbar Erscheinende sorgfältig protokollieren und für einen zweiten Versuch aufheben.)

Die „Logisierung“ der sukzessive verstandenen Aussagen des Textes sollte man vermeiden. Das Epigramm braucht also nicht so

---

<sup>40</sup> Vgl. Basisartikel zu AU 54.6 (2011) „Epigramm“.

übersetzt zu werden: „Heiraten möchte mich Paula, ich [aber] will Paula nicht heiraten: / Sie ist [nämlich] eine alte Frau. Ich wollte es [nur dann], wenn sie noch älter wäre [und ich sie dann schneller beerben könnte].“

Ein weiteres Textbeispiel (Caesar, *Gall.* 1,28,5):

Boios petentibus Haeduis, quod egregia virtute erant cogniti, ut in finibus suis conlocarent, concessit.

- (a) Dass sie die Boier auf ihrem Gebiet siedeln ließen, erlaubte er den Häduern, als sie sie darum baten, weil sie (= die Boier) durch ihre überragende Tapferkeit bekannt waren. (*ut*-Satz = Objekt zu *concessit*.)
- (b) Den Häduern erlaubte er, als sie (ihn) darum baten, ... die Boier auf ihrem Gebiet siedeln zu lassen. (*ut*-Satz = Objekt zu *petentibus*.)
- (c) Als die Häduer darum baten, die Boier auf ihrem Gebiet siedeln zu lassen, ... erlaubte er es. (*ut*-Satz = Objekt zu *petentibus*.)

Hier hilft auch der Ratschlag, wörtlich (= strukturidentisch) zu übersetzen, nicht weiter. Das Abweichen von einem wörtlichen oder gar Wort-für-Wort-Übersetzen ist hier unausweichlich. Allerdings sollte man auch hier nicht so weit vom Prinzip der „Wörtlichkeit“ abweichen, dass man ausgangssprachliche Partizipien unbekümmert „logisiert“, d.h. in eine im Originaltext nicht markierte logische Abfolge bringt. Das wäre der Fall, wenn man z.B. *petentibus Haeduis* gleich mit zielsprachlichen Adverbialsätzen wiedergäbe, die z.B. Kausalität, Temporalität oder Konzessivität unterstellen. Dadurch würde die im Original vorhandene Mehrdeutigkeit aufgehoben. So viel zur Syntax.

Auf der Ebene der Lexik und Semantik meint man mit „wörtlich“ bisweilen die Berücksichtigung traditioneller Wortgleichungen und den unreflektierten Austausch von „Vokabeln“. Hier wird nicht gefragt, was der Autor „meint“, sondern was die Wörter „heißen“. Auf diese Weise entsteht aber keine „wörtliche Übersetzung“, sondern nur „die ‚technische‘ Voraussetzung“<sup>41</sup> dafür, dass man der Meinung des Autors näher kommt.

---

<sup>41</sup> HERMES 1964, 110.



Die Entscheidung zwischen „wörtlich“ („dokumentierend“) und „frei“ („transponierend“) ist – so scheint es – von der literarischen Gattung bzw. von dem „Texttyp“ (inhaltsbetont, formbetont und appellbetont) abhängig, dem das Original zugeordnet werden kann.<sup>42</sup> So kommt „wörtlich-dokumentierendes“ Übersetzen gewöhnlich bei „inhaltsbetonten“ (z.B. philosophischen oder historischen) Texten infrage, die „Invarianz auf der Inhaltsebene“<sup>43</sup> verlangen, während „transponierend-freies“ Übersetzen bei formbetonten (z.B. poetischen) und bei appellbetonten Texten (z.B. Reden) angebracht zu sein scheint.

Es bleibt allerdings umstritten, ob eine transponierend-freie (zielsprachenorientierte) Übersetzung poetische Texte wirklich angemessen wiedergibt.<sup>44</sup> Vielleicht sollte auch in einem zielsprachlichen Gewand möglichst viel Fremdheit bewahrt bleiben. Dann verschwimmt aber die Grenze zu einem dokumentierenden (stärker ausgangssprachlich orientierten) Übersetzen, das die Fremdheit nicht beseitigt, fremdartige Bilder und Vorstellungen des Originals nicht ersetzt und die Wortfolge des Originals nicht aufgibt.

Die Entscheidung zwischen einer transponierend-freien, d.h. zielsprachenorientierten, und einer dokumentierenden, d.h. ausgangssprachlich orientierten Übersetzung muss selbstverständlich auch die Interessen des Lesers berücksichtigen, der u.U. eher erfahren möchte, *was* z.B. Seneca über das „Glück“ und andere Grundfragen der menschlichen Existenz gesagt hat, und weniger, *wie* er es gesagt hat.

Auch wenn die Grenzen zwischen den Texttypen nicht immer scharf zu ziehen sind, so stellt doch eine Texttypologie dem Übersetzenden ein *Kategoriensystem* zur Verfügung, das die Anfertigung und die Kritik der eigenen Übersetzung begleiten und den Über-

---

<sup>42</sup> Darauf wies bereits SCHADEWALDT 1970 hin. Vgl. auch REISS 1971 sowie KITZBICHLER/LUBITZ/MINDT 2009, bes. 336–342: „Texttypenspezifische Übersetzung“.

<sup>43</sup> REISS 1971, 37.

<sup>44</sup> Dazu FUHRMANN 1992, bes. 17–20 in dem Abschnitt über die „Tradition der Übersetzungsmaximen“. Die Maxime, „Fremdheit zu bewahren“, berücksichtigt auch ROSENBACH 1969.

setzer unter nachvollziehbaren Gesichtspunkten steuern kann.<sup>45</sup> Ein System übersetzungskritischer Kategorien ist zwar noch keine ausgefeilte Theorie, bietet aber die Möglichkeit, die Übersetzungspraxis zu reflektieren<sup>46</sup> und ein gesundes „Vorbehaltsverhältnis“ gegenüber den Möglichkeiten des Übersetzens zu entwickeln. Dadurch wird nicht zuletzt eine nachvollziehbare Analyse von *Übersetzungsfehlern* möglich.

In diesem Zusammenhang ist noch zu fragen, ob man poetische (überwiegend „formbetonte“) Texte in *Prosatexte* transformieren darf. Diese Frage lässt sich positiv beantworten, wenn das Original nicht total „entpoetisiert“ oder „entrhythmisiert“ wird<sup>47</sup> und die Abkehr von der metrischen Form keinen modernistischen Übersetzungsstil zur Folge hat. Schleiermachers Empfehlung, in der Übersetzung „das Fremde spürbar zu machen, ohne zu befremden“,<sup>48</sup> räumt dem Übersetzer einen begrenzten Gestaltungsspielraum im Umgang mit der Form des Originals ein. So ist es denkbar, ein ausgangssprachliches Versmaß durch ein anderes zielsprachliches Versmaß oder durch mehrere verschiedene zielsprachliche Versmäße wiederzugeben.<sup>49</sup>

Unter dem Gesichtspunkt der „Werktreue“ bleibt es allerdings problematisch, auf die „Fesseln des Verses“ ganz zu verzichten, zumal selbst ein in Form einer Prosaübersetzung „vollständig reproduzierter Inhalt“<sup>50</sup> noch keineswegs ein Gedicht als ganzes widerspiegelt. Das zeigt Walther Killy sehr eindrucksvoll am Beispiel einiger Übersetzungsversuche der Horaz-Ode 1,5:

Das wird deutlich, wenn man sich – höchst unpoetisch –  
eine Interlinearversion der ersten Strophe denkt, die etwa

---

<sup>45</sup> Sehr gute Anregungen gibt REISS 1971. Die Beschreibung der Schwierigkeiten der Übersetzung ist ebenfalls auf bestimmte Kategorien angewiesen. Vgl. NICKEL 1979.

<sup>46</sup> Zur Anwendung des von Reiss entwickelten Kategoriensystems im Bereich der Übersetzung von altsprachlichen Texten: NICKEL 1978, 112–118.

<sup>47</sup> Das beklagt Paul Dräger bei Raoul Schrotts Übersetzung der *Ilias* (DRÄGER 2009, 16).

<sup>48</sup> SCHADEWALDT 1958, 324.

<sup>49</sup> So ist z.B. NORDEN 1903 vorgegangen, der den Vergil-Text in zweisprachiger Darstellung seinem Kommentar vorangestellt hat.

<sup>50</sup> KILLY 2000, 27.

so lauten müsste: „Welcher auf vielen schlanke dich Jüngling Rosen / übergossen mit flüssigen bedrängt Wohlgerüchen / in anmutiger, Pyrrha, Grotte? Für wen das blonde bindest Haar?“ Das ist kein Deutsch [...]. Vielmehr macht die sprachlich regelwidrige Abfolge deutlich, was im Lateinischen zwar kühn, aber doch nicht regelwidrig ist: Eine Folge von Vorstellungen, die jedes einzelne Wort für sich stehen, wirksam werden und seinen noch nicht überschauten Zusammenhang erwarten lässt. Dass dieser Zusammenhang gewahrt sei, dafür bürgt auch die lateinische Formenlehre und Syntax, deren Deutlichkeit die Interlinearversion allerdings nicht reproduziert. Das Hyperbaton (Sperrung entgegen der gewohnten Wortfolge) bleibt unnachahmlich, und damit unnachahmlich das Spiel zwischen Spannung und Lösung, unnachahmlich auch das Bedeutende der Wortstellung. [...] Das Lateinische ermöglicht also Verhältnisse, vor denen der Übersetzer [...] a priori resignieren muss.<sup>51</sup>

Die Trennung zweier syntaktisch zusammengehörender Wörter durch die Zwischenschaltung eines unmittelbar nicht an diese Stelle gehörigen Satzgliedes ist zwar optisch oder akustisch wahrnehmbar, aber ins Deutsche nicht übertragbar. Quintilian (*inst.* 8,2,14) machte schon darauf aufmerksam, dass das Hyperbaton die sprachliche *perspicuitas* gefährde, wenn es gehäuft vorkomme. Er zitiert Vergil *Aen.* 1,109 als ein Beispiel für ein „schwieriges“ Hyperbaton: *saxa vocant Itali, mediis quae in fluctibus, aras*. Gerhard Fink übersetzt (2005): „„Altäre‘ nennen die Italer Felsen inmitten der Fluten [...]“ Die Übersetzung des Hyperbaton *mediis [...] in fluctibus* wird noch durch die Anastrophe (*inversio*) am Anfang des elliptischen Relativsatzes erschwert.

Auch für Dieter Lohmann<sup>52</sup> gehört dieses „Stilmittel“ zu den unübersetzbaren Phänomenen. Gerade deshalb sei auch hier die Reihenfolge der Wörter im Prozess des Verstehens sorgfältig zu beachten. Denn bei jeder sprachlichen Äußerung gehe der Sprecher davon aus, dass der Empfänger sie in der von ihm gewollten Reihenfolge aufnehme. Wer sich nicht daran halte, riskiere, das, was der Autor gemeint hat, falsch zu gewichten, falsch zu deuten, es

<sup>51</sup> KILLY 2000, 28.

<sup>52</sup> LOHMANN 2007; und vgl. oben S. 28.

nur zum Teil oder gar nicht zu verstehen.<sup>53</sup> Wenn man einen Text nicht liest, sondern hört, kann man den Text doch auch nur in der Reihenfolge der sprachlichen Zeichen verstehen.

Wenn man davon ausgeht, dass „wörtlich-dokumentierendes“ Übersetzen bei form- und appellbetonten (z.B. poetischen) Texten infrage kommt, dann bedeutet dies, dass man die Strukturen des Originals kopiert und die Wortfolge beibehält, soweit die zielsprachlichen Normen es zulassen. Dann bleibt das Original in seiner Diktion erhalten. Das Ziel ist eine möglichst ähnliche und vollständige Wiedergabe. Die Eliminierung des Fremden wird vermieden. Fremde Bilder und Vorstellungen werden nicht ersetzt. Diese „rigorose Wörtlichkeit“<sup>54</sup> kann dazu führen, von zielsprachlichen Konventionen abzuweichen, wenn z.B. Stilmittel nicht verwischt oder eingeebnet, sondern abgebildet und wirkungsadäquat übersetzt werden sollen.<sup>55</sup>

Der Übersetzer hat die Aufgabe, den Leser dazu zu ermuntern, sich zu dem fremden Autor hinüber zu begeben. Er kann dabei u.U. auch von der Annahme ausgehen, dass der Leser originalsprachliche Kenntnisse hat und in der Lage ist, die Texte mit ihren ausgangssprachenorientierten Übersetzungen in zweisprachigen Textausgaben synoptisch zu lesen.<sup>56</sup>

Ein Beispiel: Horaz, *carm.* 3,13

Du, Quelle der Bandusia, klarer als Glas, des süßen Weines würdig, nicht ohne Blumen, morgen wirst du beschenkt mit einem Bock, dem die Stirn schon geschwollen mit Hörner-	3
spitzen Liebe und Kämpfe verheißt, umsonst, denn die eiskalten Fluten wird dir färben mit rotem Blut der munteren Herde Spross;	6

---

<sup>53</sup> Vgl. LOHMANN 2007, 168.

<sup>54</sup> FUHRMANN 1992, 15.

<sup>55</sup> Auch in einem zielsprachlichen Gewand sollte möglichst viel Fremdheit bewahrt bleiben: FUHRMANN 1992, bes. 17–20 in dem Abschnitt über die „Tradition der Übersetzungsmaximen“.

<sup>56</sup> Vgl. NICKEL 1999.

dich kann die grausame Stunde des sengenden Hundes nicht berühren, du bietest liebliche Kühlung den vom Pflug erschöpften Stieren und dem umherziehenden Vieh;	9   12
auch du wirst zu den berühmten Quellen gehören, weil ich besinge die auf hohlen Felsen stehende Eiche, von wo geschwätzig deine Wasser herabspringen.	15
O fons Bandusiae splendidior vitro, dulci digne mero non sine floribus, cras donaberis haedo, cui frons turgida cornibus	3
primis et Venerem et proelia destinat, frustra, nam gelidos inficiet tibi rubro sanguine rivos lascivi suboles gregis,	6
te flagrantis atrox hora caniculae nescit tangere, tu frigus amabile fessis vomere tauris praebes et pecori vago;	9  12
fies nobilium tu quoque fontium me dicente cavis impositam ilicem saxis, unde loquaces lympphae desilient tuae.	15

Einige Gedanken zur Interpretation dieses Textes: Horaz redet die Quelle (der) Bandusia an, die noch „klarer ist als Glas“; die Hyperbel ist ein Merkmal des lyrischen Textes. Auffallend sind die Gegensätze: klares Wasser und (roter) Wein, klares Wasser und rotes Blut (des Opfertieres); Schönheit (*locus amoenus*) und Tod des Tieres durch ein blutiges Opferritual; Erschöpfung und Erholung (an der Quelle); Sommerhitze und erfrischend kaltes Wasser; Vitalität des Ziegenbockes und sein Tod als Opfertier (Mortalität); Dauer (die ewig sprudelnde Quelle) und Begrenzung der Lebenszeit. Die Anrede wird wiederholt, die Quelle als göttliches Wesen personifiziert: *tibi, te, tu, tuae* . . . Das Gedicht erhält dadurch einen fast

hymnischen Charakter. Der poetische Text verleiht dem reflektierten Gegenstand dauernde Berühmtheit: „Auch du wirst zu den berühmten Quellen gehören, (denn) ich besinge die auf hohlen Felsen stehende Eiche, aus denen geschwätzig deine Wasser herabspringen.“

Das Wort des Dichters (der Ablativ mit prädikativem Partizip – *me dicente* – als prägnante Formel für das poetische Schaffen) verleiht / schafft Zukunft und Dauer (vgl. Ode 3,30: *exegi monumentum aere perennius*, die das große Selbstbewusstsein des Dichters als eines Schöpfers und Propheten zum Ausdruck bringt). In diesem Sinne verwendet der Dichter das Futur, mit dem er auf die nähere und fernere Zukunft verweist: *donaberis, inficiet, fies nobilium tu quoque fontium*. Poetische Topoi: eine Quelle unter dem Schatten eines Baumes schafft Erquickung in der Sonnenhitze; Felsen, von dem das Wasser herabsprudelt; Opfergaben. Bukolisch anmutende Idylle.

Diese und weitere Beobachtungen sollten der Übersetzung vorausgehen. Dabei wird auch gefragt, ob und inwieweit die „Stilmittel“ übersetzbar sind. Hier scheint es wieder schwierig zu sein, die Hyperbata zu übersetzen. Um so wichtiger ist es, die Bedeutung dieser so häufigen Wortstellungsfigur vor der Übersetzung zu identifizieren (z.B. *dulci ... mero; gelidos ... rivos; lascivi ... gregis; nobilium ... fontium; cavis ... saxis; lymphae ... tuae*).

Die fehlende Logisierung des Abl. abs. sollte man ebenfalls bedenken und den Ablativ mit prädikativem Partizip nicht sofort mit einem Kausal- oder Temporalsatz wiedergeben.

Die letzte Strophe verschiebt die Gewichte. Jetzt wird es Ernst: Ohne den Dichter und sein Werk – durch *me dicente* bringt sich das lyrische Ich in grandioser Brevitas und Prägnanz in den Vordergrund – wird der Gegenstand verloren gehen oder vielleicht gar nicht existieren. Erst die Poesie produziert und perenniert die Welt. Die Sprache lässt Außersprachliches wirklich und dauerhaft werden.

## 4 Übersetzung und/oder Paraphrase?

Als „eine Hilfe zum verstehenden Übersetzen“ oder gar als Ersatz für die Übersetzung wird mitunter die Paraphrase empfohlen.<sup>57</sup> Sie ist eine Reaktion auf die Erfahrung, dass der Übersetzende seine eigene Übersetzung nicht versteht, gerade weil er „wörtlich“, d.h. „wort- und strukturidentisch“ übersetzt hat.<sup>58</sup> Um zum „Sinn“ des Textes vorzudringen, sollte man ihn – so heißt es – paraphrasierend erfassen, bevor man eine Übersetzung formuliert, oder ihn gar nicht übersetzen. Die Überlegungen zu einer „paraphrasierenden Übertragung“<sup>59</sup> lassen sich auf Quintilian (1,9,2) zurückführen, der bereits empfahl, auf diesem Weg einen Zugang zu den Fabeln des Äsop zu suchen. Die Paraphrase äsopischer Fabeln ist nach Quintilian eine propädeutische Maßnahme im Rahmen der Rhetorikausbildung:

So sollen die Rhetorikschüler es lernen, die Fabeln des Äsop, die den Märchen der Ammen am nächsten kommen, in reiner und in einer das Maß keinesfalls überschreitenden Sprache zu erzählen und dann dieselbe Leichtigkeit auch mit dem Griffel zu erreichen: Verse zuerst aufzulösen, dann mit anderen Worten wiederzugeben und schließlich kühner zu paraphrasieren, wobei es erlaubt ist, einiges zu verkürzen und auszuschmücken, solange erhalten bleibt, was der Autor gemeint hat.

Igitur Aesopi fabellas, quae fabulis nutricularum proxime succedunt, narrare sermone puro et nihil se supra modum extollente, deinde eandem gracilitatem stilo exigere condiscant: versus primo solvere, mox mutatis verbis interpretari, tum paraphrasi audacius vertere, qua et breviate quaedam et exornare salvo modo poetae sensu permittitur.

---

<sup>57</sup> Vgl. BERTRAM 2003.

<sup>58</sup> Zum „wörtlichen“ Übersetzen: THIES 2003, 56f.

<sup>59</sup> BERTRAM 2003, 35.

Paul Barié hat empfohlen,<sup>60</sup> beim Umgang mit altsprachlichen Texten den Textinhalt bei ungenügender translatorischer Kompetenz mit Hilfe einer Paraphrase zu erfassen.

Einen lateinischen Satz / Textabschnitt paraphrasieren heißt – diesseits oder jenseits der Übersetzung – im Medium der Muttersprache und im persönlich verantworteten Sprachduktus, Denk- und Anschauungsmodus explizieren. [...] Eine Paraphrase ist dann gelungen, wenn Textinhalt und Absicht einem Interessierten, dem die historischen und sprachlichen Voraussetzungen fehlen, voll begreiflich werden.<sup>61</sup>

Wer paraphrasiere, arbeite – so Barié – mit kühnen Sinnhypothesen. Aber gerade die Entfernung vom unmittelbaren Wortlaut bedeute, die Frage nach dem Inhalt des Gelesenen sorgfältig zu beantworten: Was habe ich denn gerade gelesen oder verstanden? Die Paraphrase ist also eine Möglichkeit der Textaneignung, in der die Grenze zwischen Text und Leser aufgehoben erscheint.

Die Paraphrase hält aber das Gelesene und subjektiv Erfasste nicht nur für den Lesenden selbst fest, sondern gibt das Ergebnis auch an einen Außenstehenden weiter. In diesem Anspruch unterscheidet sie sich nicht von der Übersetzung. Der Unterschied liegt nur darin, dass die Übersetzung stärker objektiv und kognitiv gesteuert ist, während die Paraphrase eine stärker subjektiv akzentuierte Aneignung des Textes, „eine Art individueller Sinn-Bewältigung“, bedeutet.

Wenn der Übersetzende mit Hilfe der Paraphrase sich selbst und anderen über sein Textverständnis Auskunft gibt, dann hat sie laut Barié ihren Platz *nach* der Übersetzung. Das gilt aber nicht zwangsläufig. Die Paraphrase kann auch nach erfolgter Interpretation *an die Stelle* der Übersetzung treten. Denn sie greift ebenso wie die Übersetzung die Ergebnisse der Interpretation auf. Wenn sie aber der Übersetzung vorgeschaltet wird, dann bietet sie dem Übersetzenden eine hilfreiche Leitlinie.

---

<sup>60</sup> Vgl. BARIÉ 1993.

<sup>61</sup> BARIÉ 1993, 28.



## 5 Grenzen des Verstehens und Übersetzens

Alle Besonderheiten der lateinischen Ausgangssprache wie die Mehrdeutigkeit der Kasus, die Defizienz bestimmter ausgangssprachlicher Zeichen (z.B. des Ablativus absolutus), die typisch lateinischen Konstruktionen (z.B. die *nd*-Formen), die indirekte Rede, die Mehrdeutigkeit der Subjunktionen, der mitunter komplizierte Periodenbau sind intralinguistische Schwierigkeiten für das Verstehen und Übersetzen lateinischer Texte. Schwierigkeiten erwachsen zudem aus der Fremdheit der Textinhalte, und – was besonders gravierend ist – aus der fehlenden Souveränität im Umgang mit der Zielsprache.

Beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten ergeben sich aus der Tatsache, dass lateinische Autoren Mittel der literarischen Rhetorik verwenden, die in der Zielsprache kaum wiederzugeben sind. Zur Veranschaulichung seien einige Beispiele gegeben:

(1) Vergil, *Aeneis* 1,709–719:

Sie bewundern die Geschenke des Aeneas, bewundern Iulus und die flammenden Blicke des Gottes und seine vorge-täuschten/täuschenden Worte. Vor allem sie, die Unglückliche, dem kommenden Unglück geweiht, ist außer Stande, ihre Gefühle zu beruhigen und entbrennt durch das Hinsehen, die Phoenizierin, und lässt sich gleichermaßen durch den Jungen wie die Geschenke in Unruhe versetzen. Als er in den Armen des Aeneas und an seinem Hals gehangen und die große Sehnsucht des getäuschten Vaters gestillt hatte, wendet er sich der Königin zu. Sie hängt an ihm mit ihren Augen und ihrem ganzen Herzen, und ab und zu nimmt Dido (ihn) auf den Schoß, nicht ahnend, welch großer Gott sich auf ihr, der Unglückseligen, niederlässt.

Mirantur dona Aeneae, mirantur Iulum  
flagrantisque dei voltus simulataque verba,  
[pallamque et pictum croceo velamen acantho.]

710

Praecipue infelix, pesti devota futurae,  
 expleri mentem nequit ardescitque tuendo  
 Phoenissa, et pariter puero donisque movetur.  
 Ille ubi complexu Aeneae colloque pependit  
 et magnum falsi implevit genitoris amorem,  
 reginam petit. Haec oculis, haec pectore toto  
 haeret et interdum gremio fovet, inscia Dido,  
 insidat quantus miserae deus. ...

715

Die Texterschließung kann sich bei diesem Text unter zwei Aspekten auf folgende Beobachtungen konzentrieren.

(1) Grammatischer Aspekt: Vorherrschendes *Tempus* ist das Präsens: Es bildet Bewegungslosigkeit ab. Didos Gefühle werden beschrieben. Innere Unruhe steht in Kontrast zu äußerer Ruhe. Iulus = Amor ist bewegungsfreudiger. Das Prädikat des indirekten Fragesatzes steht zwar auch im Präsens, lenkt aber den Blick des Lesers / Hörers bereits auf das Resultat: Amor hat sich – unter Didos ahnungsloser Mitwirkung – „eingenistet“ (*gremio fovet*). Didos einzige „Handlung“ ist außengesteuert. – *Passiv/Medium: movetur*: Dido wird nicht „von dem Jungen und von den Geschenken“ bewegt, sie lässt sich „durch den Jungen und durch die Geschenke“ bewegen. – *Ablativ als Adverbiale* in mehreren semantischen Funktionen: (a) Begründung: Auffallend ist der *Ablativus causae* in der Form des Gerundiums (*tuendo*), nicht des Präsens-Partizips; dadurch wird das Hinschauen als *Ursache* bestimmt, nicht als Begleitumstand. (b) Mittel: *gremio fovet*, eigentlich „sie wärmt mit dem Schoß“, bedeutet größte Nähe. (c) Ortsangabe: (*in*) *complexu ... colloque pependit*: Der Junge „hing“ *in* der Umarmung des Aeneas und *an* seinem Hals. Der Vater nahm den Sohn in die Arme, der Sohn legte seine Arme um den Hals des Vaters. Beide umarmten ihr Gegenüber auf ihre Weise. – *Genitivus obiectivus*: die Liebe des Vaters zum Sohn, nicht die Liebe des Sohnes zum Vater. *Prädikativum: infelix ... devota ... inscia*.

(2) Rhetorischer Aspekt: *Anapher: mirantur ... mirantur*. Wortwiederholung zur Illustration überwältigenden Staunens. – *haec ... haec* verbunden mit *haeret: Parechese* (Gleichklang, Anklang). „Sie hängt fest“, „kommt nicht mehr los“, „ist wie angewurzelt (metaphorisch)“. – *Hyperbaton: infelix ... Phoenissa*. Sie „umfasst“ ihr

unabwendbares Unglück (*pestis* = das zunächst unbemerkte, dann aber nicht mehr aufzuhaltende Verderben). – *magnum ... amorem – falsi ... genitoris* (Hyperbaton im Hyperbaton): Die große Liebe „umhüllt“ den getäuschten Vater. Ein *falsus genitor* ist Aeneas nur, weil er ebenso wie Dido glaubt, von seinem Sohn umarmt zu werden. Amor (in der Gestalt des Iulus) weiß selbstverständlich, dass Aeneas nicht sein Vater ist. Eigentlich müsste hier von *falsus Iulus* die Rede sein. Auf jeden Fall bleibt Dido auch hier die grausam Getäuschte. – Das Hyperbaton *quantus ... deus* veranschaulicht noch einmal, dass der gewaltige Gott sein unglückliches Opfer fest „im Griff“ hat. – *Zeugma* (Joch): (*in*) *complexu (e) colloque pependit*: ein Prädikat ist in unterschiedlicher Bedeutung mit zwei verschiedenen Objekten oder Adverbialien verbunden (ein Standard-Beispiel für ein Zeugma: *pariter oculos telumque tetendit*). – *Inversion* (Umkehrung), Abweichung von der normalen Wortfolge: *Ille ubi ...*: macht darauf aufmerksam, dass der *puer* die Initiative übernimmt. – *insidat quantus ...*: hebt die Ungeheuerlichkeit des scheinbar harmlosen Vorgangs hervor. – *Anspielung*: *insidat* lässt *insidēre* und vor allem *insidiae, -ārum* anklingen. Dido wird raffiniert und planmäßig betrogen. Daher nennt Vergil sie auch *misera* („bemitleidenswert“). – Bei *dēvōta* („todgeweiht“) denkt der römische Hörer an die (religiöse) Einrichtung der *dēvōtiō*, die Weihung als Opfer für die Götter, und hier besonders an den Opfertod des römischen Feldherrn P. Decius und seiner Nachkommen (Liv. 8,6ff.; Cic. *div.* 1,51; *Tusc.* 1,51). Aber Dido „weiht“ sich nicht selbst ihrem Untergang, sondern ist bereits durch das Schicksal dazu bestimmt (P.P.P. *dēvōta*). – *Metapher*: *flagrantes voltus ... ardescit*: Die Augen des Gottes sind nicht nur „brennend, glühend“, sondern sie sind auch fähig, Leidenschaft zu entfachen. Dass Dido „in Brand gerät“ (*ardēscere* ist *Verbum incohativum* zu *ardēre*), verweist bereits in tragischer Ironie auf ihren Scheiterhaufen.

Auch wenn die Übersetzung sich bemüht, die zuvor gemachten Beobachtungen zu berücksichtigen, stößt sie erkennbar auf ihre Grenzen. Es ist wohl eher hinzunehmen, dass eine Übersetzung defizient ist, d.h. Metaphern und Hyperbata nicht angemessen wiederzugeben vermag, statt redundant zu sein, d.h. in eine blu-

mige Sprache zu verfallen. Was Redundanz rhetorisch bewirkt, sei an den Übersetzungen des folgenden Beispiels veranschaulicht.

(2) Horaz, *Carmen* 1,5,1–5:

Wer ist der schlanke Junge? Er bedrängt dich inmitten vieler  
Rosen,  
in Wolken von Parfüm und willkommenem Dämmerlicht.  
Wem / Für wen bindest du dein blondes Haar zurück, Pyrrha,  
in schlichter Anmut? [...]

(Diese Übersetzung benötigt 48 Silben = 29 Wörter, das Original 45 Silben = 21 Wörter.)

Quis *multā gracilis* te puer *in rosā*  
perfusus *liquidis* urget *odoribus*  
*grato* Pyrrha, *sub antro*?  
Cui *flavam* religas *comam*  
simplex munditiis? [...]

Für das ganze aus insgesamt vier Strophen bestehende Liebesgedicht<sup>62</sup> verwendet der Dichter übrigens 65 Wörter. Etwa die Hälfte davon sind *Adjektive* und *Partizipien* in der Funktion des *Attributs* und des *Prädikativums*. Eine Reduktion des Textes auf seine Aussage ohne Adjektive und Partizipien würde verdeutlichen, dass der poetische Gehalt des Gedichtes fast ausschließlich auf der Wirkung der Adjektive und Partizipien beruht.

Die im lateinischen Text kursiv gestellten bzw. unterstrichenen Wörter bilden jeweils ein Hyperbaton. Durch dieses wird die mehrschichtige Umhüllung der angeredeten Pyrrha veranschaulicht. Im Zentrum der Hülle befindet sich ein rotblondes Mädchen, Pyrrha. Sie wird umarmt (*te urget*) von einem *gracilis puer*: Beide liegen in einem reichen Rosenbett (*multa in rosa*). Dieses wiederum befindet sich in einer einladenden (anregenden) Höhle (*grato sub antro*). Das Hyperbaton der vierten Zeile (*flavam religas comas*) lässt das Bild des Kämmens und Flechtens entstehen. Man sieht, wie die Hände des Mädchens mit einem Kamm die Haare ordnen. Das Hyperba-

<sup>62</sup> Eine ausführliche Interpretation verbunden mit einem Übersetzungsvergleich: HERZLIEB / Uz / KILLY / SCHMIDT 2000, bes. 25–35.

ton, das die mehrfache „Umarmung“ des Mädchens abbildet, ist auch hier die wohl wichtigste Wortfigur, die nicht in die Zielsprache übersetzt werden kann.

Zwei unüberwindlich feste Größen hat jeder Übersetzer anzuerkennen. Es sind dies die Regeln und Gesetze der Sprache, aus der er überträgt und in die er überträgt; und es sind die Bedingungen der poetischen Rede, die ganz anderer Art als die der darlegenden Rede sind.<sup>63</sup>

Dazu gehören nicht zuletzt „die lyrischen Funktionen und Valenzen, die historische Bedingtheit von Assoziationsfeldern und Erlebnisweisen.“<sup>64</sup>

Die Übersetzung der ersten Strophe der Horaz-Ode 1,5 macht bereits die Schwierigkeiten deutlich, die weniger in der syntaktisch-metrischen Struktur des Textes liegen: Die Bedeutung und Mitbedeutung (Konnotation) der einzelnen Wörter und Wortverbindungen hat ein erheblich größeres Gewicht.

Im Folgenden sollen neben einer Interlinearversion noch weitere Übersetzungsmöglichkeiten vorgestellt werden, die zeigen, wie stark Übersetzungen aus verschiedenen Zeiten voneinander abweichen können.

Interlinearversion:

Welcher auf vielen schlanke dich Jüngling Rosen übergossen  
mit flüssigen bedrängt Wohlgerüchen in anmutiger,  
Pyrrha, Grotte?

Für wen das blonde bindest du Haar einfach und schlicht?

...

(Rainer Nickel, 2016)

#### *An die Pyrrha*

Welcher süße Jüngling, von Salben umduftet, umarmt dich,  
Pyrrha, auf Rosen gelagert in der lieblichen Grotte?

Wem bindest du, kunstlos geschmückt,  
dein blondes Haar zurück? ...

(Christian Friedrich Carl Herzbach, 1789–1791)

---

<sup>63</sup> KILLY 2000, 48.

<sup>64</sup> Ebd.

*Auf ein untreues Mädchen*

Welch schlanker Jüngling salbet sich  
mit süßen Wassern itzt für dich,  
um dir auf Lilien und Rosen  
aufs neue liebzukosen?  
Für wen lässt du dein blondes Haar  
nachlässig schön, doch voll Gefahr  
und sicher, ohne Schmuck zu siegen  
um weiße Schultern fliegen? . . .

(Christian Felix Weiße, 1778)

Welcher Knabe, geschlank und mit Gedüft besprengt,  
liebkost feuriger dir, Pyrrha, im Rosenschwarm,  
froh der dämmernden Grotte?  
Welchem knüpfst du dein blondes Haar,  
einfach wählend den Schmuck? . . .

(Johann Heinrich Voß, 1820)

Wer ist's, o Pyrrha, der in kühler Grotte,  
von deines Lagers Rosenduft berauscht,  
von deinem Mund geküsst, mit keinem Gotte  
in dieser kurzen Wonnestunde tauscht? . . .

(Alfred Hesse, 1906)

Welcher zarte Knabe in dichtem Rosenschmuck, triefend  
von duftenden Salben, wirbt in der geliebten Grotte um  
dich jetzt, Pyrrha? Für wen bindest du dein blondes Haar  
empor  
in schlichter Schönheit? . . .

(Will Richter, 1964)

*An eine Ungetreue*

Welcher schlanke Gesell ist es, o Pyrrha, der  
hin auf Rosen gestreckt, duftenden Öles voll,  
dich in traulicher Grotte  
küsst? Wem knüpfst du so reizend schlicht  
dein goldlockiges Haar? . . .

(Hans Färber, 1967)

Welches schwächliche Bürschchen, das sich mit Rosen bekränzt  
und von duftendem Salböl trieft, drückt dich,  
Pyrrha, nun an die Brust in der lieblichen Grotte?  
Für wen bindest das blonde Haar du hoch? ...

(Gerhard Fink, 2002)

Nach allem, was bisher über die hohe Kunst des Horaz, über sein oft heiteres, oft hintersinniges, noch öfter aber gedankentiefes Dichten gesagt ist, liegt das Geständnis nahe, dass man seine Oden im Grunde nicht angemessen übersetzen kann. [...] Darum sucht die vorliegende Übersetzung unter weitgehendem Verzicht auf das Versmaß des Originals [im Falle von *carm.* 1,5 ist es die 3. Asklepiadeische Strophe] dessen Wortlaut und Wortfolge möglichst getreu zu bewahren, was angesichts der vom Deutschen abweichenden und in der Poesie besonders frei behandelten Wortstellung kein einfaches, aber auch kein ganz aussichtsloses Unterfangen ist, wenn man das wünschenswerte Prinzip nicht zu Tode reitet und nicht Unsagbares in Kauf nimmt.<sup>65</sup>

An der Übersetzbarkeit eines Horaz beginnt man spätestens dann zu zweifeln, wenn man Nietzsche folgt:

Mein Sinn für Stil, für das Epigramm als Stil erwachte fast augenblicklich bei der Berührung mit Sallust. [...] Man wird, bis in den Zarathustra hinein, eine sehr ernsthafte Ambition nach *römischem* Stil, nach dem ‚*aere perennius*‘ im Stil bei mir wiedererkennen. – Nicht anders erging es mir bei der ersten Berührung mit Horaz. Bis heute habe ich an keinem Dichter dasselbe artistische Entzücken gehabt, das mir von Anfang an eine Horazische Ode gab. [...] Dies Mosaik von Worten, wo jedes Wort als Klang, als Ort, als Begriff, nach rechts und links und über das Ganze hin seine Kraft ausströmt, dies Minimum in Umfang und Zahl der Zeichen, dies damit erzielte Maximum in der Energie der Zeichen – das alles ist römisch und, wenn man mir glauben will, *vornehm par excellence*.<sup>66</sup>

---

<sup>65</sup> FINK 2002, 351 u. 354

<sup>66</sup> Friedrich NIETZSCHE, *Götzendämmerung, Was ich den Alten verdanke*. Nr. 1 [ed. Karl SCHLECHTA. Bd. 2, 1027 = KSA 6, 154f.].

(3) Martial 6,15:

Während die Ameise im Schatten der Pappel krabbelt, umschließt ganz plötzlich ein Bernsteintropfen das zarte Tierchen. So wurde es eben noch unbeachtet, solange es am Leben war, durch seinen Tod augenblicklich kostbar.

Dum Phaëthontēa formīca vagātur in umbrā,  
implicuit tenuem sūcina gutta feram.  
Sic modo quae fuerat vitā contempta manente  
funeribus facta est nunc pretiosa suis.

Zunächst ist folgendes festzuhalten: *Phaëthontēa umbra*: phaëthontischer Schatten meint den Schatten einer Pappel. Phaëthons Schwestern, die Heliaden, wurden in Schwarzpappeln verwandelt und ihre Tränen, die sie aus Trauer um den Bruder vergossen, in Bernstein. *sūcina gutta* ist der Bernsteintropfen. Wahrscheinlich kannte Martial die Erzählung aus Ovid *met.* 2,325–366. In den *Metamorphosen* 10,263 schenkt Pygmalion seinem „Kunstwerk“ Tränen der Heliaden (*Heliadum lacrimas*), eine Bernsteinkette.

Außer den *Tempora* – Präsens (dauernd) / Perfekt (punktuell-plötzlich) / Plusquamperfekt (unwiederholbare Vergangenheit) / Perfekt (punktuell-abgeschlossen) – bieten sich die Partizipien als Gesichtspunkte der Interpretation an: Der *Ablativus absolutus* (Ablativ mit prädikativem P.P.A. = Partizip der Gleichzeitigkeit): *vitā ... manente* bildet ein *Hyperbaton* und macht dadurch besonders anschaulich, dass die Ameise, solange sie lebte, keine Beachtung fand (*contempta*). Mit dem Leben hat auch die Geringschätzung ein Ende. Schon im ersten Vers dient das Hyperbaton dazu, die Vorstellungskraft des Hörers/Lesers zu aktivieren: Die Ameise krabbelt im Schatten des Baumes, der nach den Phaëthontiden, den Schwestern des Phaëthon, benannt ist; sie hatten ihren Bruder, der mit dem Wagen seines Vaters in den Fluss Eridānus = Po gestürzt war, so heftig beweint, dass sie sich schließlich in Erlen und ihre Tränen in Bernstein verwandelten. So erzählt es jedenfalls der Dichter Ovid (*met.* 2,340–366).

Wie der Schatten des Baumes die Ameise mit dem Hyperbaton nachvollziehbar einhüllt (sechs Silben vor, sechs Silben nach *formīca*), so wird sie gewissermaßen in den Armen des Todes (Hy-



perbaton) zur Kostbarkeit und zum unvergänglichen Schmuckstück.

In einem nüchtern-sachlichen Interpretationsprotokoll könnte man folgendes festhalten: Ein Hyperbaton in jedem der vier Verse: 1. Die Ameise verschwindet *formīca Phaëthontēā ... in umbrā*. 2. Ein Bernsteintropfen umschließt das zarte Tierchen. 3. Im Leben (*vitā manente*) blieb es unbeachtet. 4. Durch seinen Tod (*funeribus ... suis*) wird es wertvoll.

Die Alliteration *Phaëthontēā formīca, fuerat ... funeribus facta* erzeugt zudem noch einen beruhigenden Grundton, der auch durch die mehrfachen Antithesen nicht zerrissen wird: Bewegung – Unbeweglichkeit, Leben – Tod, Bedeutungslosigkeit – Wert.

Die Möglichkeit einer textübergreifenden Interpretation besteht mit *Ov. met. 2,364–366* im größeren Zusammenhang von *2,340–366*.

Dann fließen die Tränen und tropfen von den neuen Zweigen herab. In der Sonne verwandeln sie sich zu hartem Bernstein, den der klar Fluss aufnimmt und als Schmuckstücke zu den latinischen Frauen schickt.

Inde fluunt lacrimae, stillataque sole gescunt  
de ramis electra novis, quae lucidus amnis  
excipit et nuribus mittit gestanda Latinis.

Bevor man diese drei Verse übersetzt, entstehen Bilder im Bewusstsein des Lesenden: fließende Tränen – Tränen fließen an Zweigen herab – sie erstarren in der Sonnenwärme – aus Tränen wird Bernstein – sie rollen in den Fluss – der Fluss bringt sie zu den latinischen Frauen – sie werden zu Schmuckstücken verarbeitet und getragen. ... Darauf kann man eine Paraphrase versuchen, die dann wiederum in eine zielsprachliche Übersetzung einfließt.

(4) *Martial 3,65* (vgl. *11,8*): Dass Gedichte auch duften können, bleibt bei der Lektüre des folgenden Textes nicht unbemerkt.

Wie/Wonach der Apfel duftet, wenn ein junges Mädchen hineinbeißt, wonach der Hauch, der aus korykischem Safran strömt, wonach der Weinberg, wenn er grau schimmernd blüht mit seinen ersten Traubenspitzen, wonach die Gräser duften, die gerade erst das Schaf gepflückt hat; wonach die Myrte, wonach der arabische Pflücker, wonach der griebene

Bernstein, wonach das Feuer duftet, wenn es vom morgenländischen Weihrauch blass flackert; wonach die Erdscholle, wenn sie vom Sommerregen leicht benetzt wird, wonach der Kranz duftet, wenn er den Duft des nardenfeuchten Haares weiterträgt: so / davon glühen deine Küsse, du grausamer Knabe Diadumenos. Was wäre denn, wenn du sie allesamt ohne Hemmungen geben würdest?

Quod spīrat tenerā mālum mordente puellā  
 quod dē Cōryciō quae venit aura crocō;  
 vīnea quod prīmīs cum flōret cāna racēmis  
 grāmina quod redolent, quae modo carpsit ovis;  
 quod myrtus, quod messor Arabs, quod sūcina trīta, 5  
 pallidus Eoō tūre, quod īgnis olet;  
 glēbā quod aestīvō leviter cum spargitur imbre,  
 quod madidās nardō passa corōna comās:  
 hōc tua, saeve puer Diadūmene, basia fragrant.  
 Quid sī tōta darēs illa sine invidiā? 10

Dieser Text erschließt sich nicht auf den ersten Blick. Der Übersetzer versucht zunächst einen Überblick über die syntaktische Struktur zu gewinnen, ohne sich gegen voreilige Semantisierungen wehren zu können: *quod* (Relativpronomen): wie (eigentlich: was / wovon der Apfel duftet / welchen Duft der Apfel ausströmen lässt – *tēnēr, tēnēra, tēnērum*: jung; vgl. *tēnuis, tēnue* (vgl. *tenuis fera*: Ameise in 6,15): zart – *aura*: Duft – *Cōrycius crōcus*: der Safran aus Korykos (Kilikien), gelber Pflanzenfarbstoff vom Safrankrokus, zum Würzen und Färben von Speisen; Safranessenz wurde zur Dufterzeugung im Theater und Zirkus versprüht – *racēmus*: Traubenknospe – *Ēōus* (Adj. von *Ēōs*: Morgenröte): östlich, morgenländisch – *flagrare*: glühen von (Abl.), duften (wie der Apfel des jungen Mädchens) – *invidia*: Widerstreben.

Unter einem grammatisch-rhetorischen Gesichtspunkt lassen sich folgende Beobachtungen festhalten: 1. Der *Ablativus absolutus* / Ablativ mit prädikativem Partizip Präsens Aktiv *tenerā mālum mordente puellā* umschließt – bildlich gesprochen – den Apfel. Das *Hyperbaton tenerā mālum mordente puellā* malt die leicht geöffneten Lippen des Mädchens bei der Berührung des Apfels. Das Zubeißen wird durch sechs Silben vor *mālum* und sechs Silben nach *mālum* veranschaulicht. 2. Die *Anapher: quod ... quod ... quod ...* lässt eine

gewisse Atemlosigkeit oder Ungeduld erkennen. 3. Die *Alliteration: m̄alum mordente* erzeugt einen den Leser beruhigenden Wohlklang. 4. Die mehrfache *Ellipse* bildet wieder die Ungeduld des Sprechers ab:

Quod sp̄irat tenerā m̄alum mordente puellā  
 quod dē Cōryciō quae venit aura crocō; [quod aura  
 <spirat>, quae venit ... ]  
 vīnea quod pr̄im̄is cum flōret cāna racēm̄is, [quod vinea cana  
 <spirat>, cum floret ... ]  
 ...  
 hōc tua, saeve puer Diadumene, basia flagrant. [hōc <modō>  
 ... basia flagrant].

5

5. Die eindrucksvolle Metapher *basia flagrant* vermittelt Leidenschaft.

(5) Ovid, *Heroides* 1,1:

Diese Zeilen schickt Dir Deine Penelope, Du saumseliger Odysseus. Doch Du sollst mir nicht zurück schreiben – komm selbst! Troia, das den griechischen Frauen so verhasst ist, liegt doch bestimmt schon am Boden; so viel war doch wohl kaum Priamos wert und nicht einmal ganz Troia. (5) Wenn damals doch der Ehebrecher von den wütenden Wogen verschlungen worden wäre, als er mit seiner Flotte nach Sparta fuhr! Dann brauchte ich nicht frierend in unserem einsamen Bett liegen, würde nicht verlassen klagen, dass die Tage so langsam vergehen; und bei meinen Versuchen, die endlose Nacht zu betrügen, (10) hätte der Webstuhl meine einsamen Hände nicht ermüden können. Wann habe ich mich nicht gefürchtet vor schlimmeren Gefahren als vor den tatsächlichen? Eine Angelegenheit voller beunruhigender Angst ist die Liebe. Dauernd stellte ich mir vor, wie die brutalen Troer auf Dich losgingen; schon bei Hektors Namen wurde ich stets blass. Wenn nun jemand berichtete, Antilochos sei vom Feind besiegt worden, (15) wurde Antilochos zum Anlass meiner Furcht; oder wenn es hieß, Patroklos sei in einer fremden Rüstung gefallen, immer weinte ich, (weil ich fürchtete), dass Deine Listen erfolglos sein könnten. Mit seinem Blut hatte Tlepolemos die lykische Lanze erwärmt; (20) mit dem Tod des Tlepolemos erneuerte sich meine Sorge. Schließlich, immer wenn jemand aus dem Lager der Griechen umgebracht worden war, kälter als Eis wurde das Herz der Liebenden.

Doch ein gerechter Gott belohnte meine keusche Liebe. Troia zerfiel zu Asche, während mein Mann überlebte. (25) Die griechischen Fürsten kamen zurück, von den Opferaltären steigt Rauch auf; die Kriegsbeute wird den heimischen Göttern geweiht. Die Frauen bringen Gaben der Dankbarkeit für die Rettung ihrer Männer dar; diese erzählen ihren Angehörigen, wie sie das troische Verhängnis überstanden haben. Es staunen die rechtschaffenen Greise und die ängstlichen Mädchen; (30) am Mund ihres erzählenden Mannes / an den Lippen ihres Mannes hängt die Frau. Und jemand macht die wilden Schlachten mit Hilfe eines eigens hingestellten Tisches sichtbar, er zeichnet mit etwas Wein ganz Troia hin: „Hier floss der Simois: das ist die troische Ebene; hier stand einmal die hochragende Königsburg des greisen Priamus. (35) Dort hatte Achilles, dort Odysseus sein Zelt; hier setzte der zerfetzte Hektor die losgelassenen Pferde in Schrecken.“ Denn alles dies hatte der alte Nestor Deinem Sohn erzählt, den ich geschickt hatte, Dich zu suchen, er hat es dann mir erzählt. Er berichtete auch, wie Du Rhesos und Dolon mit dem Schwert erschlagen hast (40) und wie dieser im Schlaf, jener durch Geld verraten wurde.<sup>67</sup> Du hast es gewagt – und dabei dachtest Du viel zu wenig an Deine Angehörigen –, nachts mit List / mit nächtlicher List in das thrakische Lager einzudringen und zugleich so viele Männer abzuschlachten, unterstützt nur von einem einzigen! Aber Du warst ja vorsichtig und dachtest vorher an mich! (45) Unablässig klopfte vor Angst mir das Herz, bis gesagt wurde, Du seist als Sieger mit dem Gespann des Rhesus durch die eigenen Reihen gefahren. Aber was nützt es mir, dass ihr Ilios mit euren Händen zerstört habt, und dass jetzt dort eine ebene Fläche ist, wo einmal eine Mauer war, wenn ich so einsam bleibe, wie ich es war, als Troia noch stand, (50) und ich meinen Mann noch so endlos lange / ohne Aussicht auf ein Ende entbehren muss? Zerstört ist Troia für alle anderen, allein für mich steht es noch, wo der Sieger als Bauer mit dem erbeuteten Stier den Acker pflügt. Schon steht ein Getreidefeld, wo Troia stand, und es ist fruchtbar, weil es gedüngt wurde mit phrygischem Blut, und es muss mit der Sichel kurz

---

<sup>67</sup> Der troische Kundschafter Dolon fällt nachts Odysseus und Diomedes in die Hände. Sie bringen ihn um, nachdem er ihnen aus Geldgier den thrakischen König Rhesos verraten hatte.

geschnitten werden; (55) gebogene Pflüge stoßen an halbbeerdigte Menschenknochen, Gras wächst über Häusernruinen. Du, der Sieger, bist nicht da, und mir ist es nicht möglich zu erfahren, was der Grund dieser Verzögerung ist und wo auf aller Welt Du Dich aufhältst, Du grausamer Mann. Kein Mensch, der sein unbekanntes Schiff an unsere Küste lenkt, darf weiterfahren, (60) wenn ich ihm nicht meine vielen Fragen über Dich gestellt habe, und jedem übergebe ich einen selbst unterschriebenen Brief, den er Dir übergeben soll, falls er Dich irgendwo sehen sollte. Ich habe jemanden nach Pylos geschickt, in das neleische Land des alten Nestor; nur ein unbestimmtes Gerücht wurde aus Pylos zurückgesandt. (65) Ich habe jemanden auch nach Sparta geschickt; auch in Sparta wusste man nichts. Wo in aller Welt bist Du oder wo hältst Du Dich fern der Heimat schon so lange auf? Es wäre sinnvoller, wenn die Mauern des Phoebus jetzt noch stehen würden – ach, ich gerate in Zorn, ich Haltlose, wegen meiner eigenen Gebete! Wüsste ich doch, wo Du kämpftest, dann würde ich nur die Schlachten fürchten, (70) und meine Klagen würde ich mit vielen teilen. Wovor ich jetzt Angst haben muss, weiß ich nicht – doch ganz von Sinnen fürchte ich alles, und es erstreckt sich ein weites Feld für alle meine Sorgen. Alle Gefahren, die das Meer, alle Gefahren, die das Land bietet, vermute ich als Gründe für Deine lange Abwesenheit. (75) Während ich mich grundlos ängstige, bist Du vielleicht in die Liebe zu einer fremden Frau verstrickt, nach der Du Verlangen hast. Vielleicht erzählst Du ihr auch, was für eine einfache Frau Du hast, die nur die Wolle nicht unbearbeitet liegen lassen kann. Wenn ich mich doch irren und dieser Verdacht sich in zarte Luft auflösen würde, (80) Du sollst nur nicht fort sein wollen, sollte es Dir möglich sein zurückzukehren! Mein Vater Ikarios drängt mich, das verwaiste Bett zu verlassen, und schimpft über mein endloses Warten. Soll er ruhig ununterbrochen schimpfen – ich gehöre Dir, ich muss auch Deine Frau heißen; ich, Penelope, werde für immer die Frau des Odysseus sein. (85) Trotz allem lässt er sich durch meine Treue und durch mein scheues Bitten erweichen und zügelt sein Drängen. Aber die Menge der Freier aus Dulichion und aus Samos und alle, die das hoch ragende Zakynthos hervorgebracht hat, stürmen in ihrer Maßlosigkeit auf mich ein, sie herrschen in Deinem Pa-

last, ohne dass sie jemand hinderte; (90) sie zerstören mich im Innersten und verschleudern Dein Vermögen. Was soll ich Dir von Pisandros und Polybos, von dem grausamen Medon, den gierigen Banden des Eurymachos und des Antinoos und den anderen berichten, die Du, weil Du nicht da bist, auf erniedrigende Weise mit den mit Deinem Blut erworbenen Gütern ernährst? (95) Iros, der Bettler, und Melanthios, der Viehknecht, kommen als letzte Schande noch zu Deinem Verderben hinzu. Wir sind drei an der Zahl, aber schwach, Deine kraftlose Frau, der alte Laertes und Telemach, noch ein Kind. Er wäre mir neulich fast durch einen Mordanschlag entrisen worden, (100) während er sich darauf vorbereitete, gegen den Willen aller anderen nach Pylos zu fahren. Die Götter, darum bitte ich sie, mögen anordnen, dass er, wenn unsere Zeit sich erfüllt hat, meine und Deine Augen zudrückt! Auf unserer Seite stehen nur der Wächter der Rinder, die greise Amme und als dritter der treue Hüter der Schweineherde; (105) Laertes aber, der die Waffen nicht mehr führen kann, ist nicht mehr in der Lage, umringt von den Feinden die Herrschaft zu bewahren – Telemachos wird in ein wehrhafteres Alter kommen, wenn er nur am Leben bleibt; jetzt brauchte er besonders die Unterstützung des Vaters – aber ich habe nicht die Kraft, die Feinde aus dem Haus zu jagen. (110) Du musst so schnell wie möglich zurückkommen, Du bist der Hafen und der Schutz Deiner Angehörigen! Du hast einen Sohn, und ich bete, dass er Dir erhalten bleibt, der in seinem zarten Alter erzogen werden muss, um so zu werden wie sein Vater. Sieh Dir Laertes an; damit Du ihm noch die Augen zudrücken kannst, stemmt er sich gegen den letzten Tag seines Lebens / hält er noch durch. (115) Und ich war ein junges Mädchen, als Du fortgingst; jetzt flehe Dich an, sofort zu mir zurückzukommen, sonst wirst Du mich nur noch als alte Frau sehen.

Haec tua Penelope lento tibi mittit, Ulixē –  
 nil mihi rescribas tu tamen – ipse veni!  
 Troia iacet certe, Danais invisā puellis;  
 vix Priamus tanti totaque Troia fuit.  
 o utinam tum, cum Lacedaemona classe petebat,  
 obrutus insanis esset adulter aquis!  
 non ego deserto iacuissem frigida lecto,  
 nec quererer tardos ire relicta dies;

5

nec mihi quaerenti spatiosam fallere noctem  
lassaret viduas pendula tela manus. 10  
Quando ego non timui graviora pericula veris?  
res est solliciti plena timoris amor.  
in te fingebam violentos Troas ituros;  
nomine in Hectoreo pallida semper eram.  
sive quis Antilochum narrabat ab hoste revictum, 15  
Antilochus nostri causa timoris erat;  
sive Menoetiaden falsis cecidisse sub armis,  
flebam successu posse carere dolos.  
sanguine Tlepolemus Lyciam tepefecerat hastam;  
Tlepolemi leto cura novata mea est. 20  
denique, quisquis erat castris iugulatus Achivis,  
frigidius glacie pectus amantis erat.  
Sed bene consuluit casto deus aequus amor.  
versa est in cineres sospite Troia viro.  
Argolici rediere duces, altaria fumant; 25  
ponitur ad patrios barbara praeda deos.  
grata ferunt nymphae pro salvis dona maritis;  
illi victa suis Troica fata canunt.  
mirantur iustique senes trepidaeque puellae;  
narrantis coniunx pendet ab ore viri. 30  
atque aliquis posita monstrat fera proelia mensa,  
pingit et exiguo Pergama tota mero:  
„hac ibat Simois; haec est Sigeia tellus;  
hic steterat Priami regia celsa senis.  
illic Aeacides, illic tendebat Ulixes; 35  
hic lacer admissos terruit Hector equos.“  
Omnia namque tuo senior te quaerere misso  
rettulerat nato Nestor, at ille mihi.  
rettulit et ferro Rhesumque Dolonaque caesos,  
utque sit hic somno proditus, ille dolo. 40  
ausus es – o nimium nimiumque oblite tuorum! –  
Thracia nocturno tangere castra dolo  
totque simul mactare viros, adiutus ab uno!  
at bene cautus eras et memor ante mei!  
usque metu micuere sinus, dum victor amicum 45  
dictus es Ismariis isse per agmen equis.  
Sed mihi quid prodest vestris disiecta lacertis  
Ilios et, murus quod fuit, esse solum,  
si maneo, qualis Troia durante manebam,

virque mihi dempto fine carendus abest? 50  
 diruta sunt aliis, uni mihi Pergama restant,  
 incola captivo quae bove victor arat.  
 iam seges est, ubi Troia fuit, resecandaque falce  
 luxuriat Phrygio sanguine pinguis humus;  
 semisepulta virum curvis feriuntur aratris 55  
 ossa, ruinosas occulit herba domos.  
 victor abes, nec scire mihi, quae causa morandi,  
 aut in quo lateas ferreus orbe, licet!  
 Quisquis ad haec vertit peregrinam litora puppim,  
 ille mihi de te multa rogatus abit, 60  
 quamque tibi reddat, si te modo viderit usquam,  
 traditur huic digitis charta notata meis.  
 nos Pylon, antiqui Neleia Nestoris arva,  
 misimus; incerta est fama remissa Pylo.  
 misimus et Sparten; Sparte quoque nescia veri. 65  
 quas habitas terras, aut ubi lentus abes?  
 utilius starent etiamnunc moenia Phoebi –  
 irascor votis, heu, levis ipsa meis!  
 scirem ubi pugnares, et tantum bella timerem,  
 et mea cum multis iuncta querela foret. 70  
 quid timeam, ignoro – timeo tamen omnia demens,  
 et patet in curas area lata meas.  
 quaecumque aequor habet, quaecumque pericula tellus,  
 tam longae causas suspicor esse morae.  
 haec ego dum stulte metuo, quae vestra libido est, 75  
 esse peregrino captus amore potes.  
 forsitan et narres, quam sit tibi rustica coniunx,  
 quae tantum lanas non sinat esse rudes.  
 fallar, et hoc crimen tenues vanescat in auras,  
 neve, revertendi liber, abesse velis! 80  
 Me pater Icarius viduo discedere lecto  
 cogit et immensas increpat usque moras.  
 increpet usque licet – tua sum, tua dicar oportet;  
 Penelope coniunx semper Ulixis ero.  
 ille tamen pietate mea precibusque pudicis 85  
 frangitur et vires temperat ipse suas.  
 Dulichii Samiique et quos tulit alta Zacynthos,  
 turba ruunt in me luxuriosa proci,  
 inque tua regnant nullis prohibentibus aula;  
 viscera nostra, tuae dilacerantur opes. 90



quid tibi Pisandrum Polybumque Medontaque dirum  
 Eurymachique avidas Antinoique manus  
 atque alios referam, quos omnis turpiter absens  
 ipse tuo partis sanguine rebus alis?  
 Irus egens pecorisque Melanthius actor edendi 95  
 ultimus accedunt in tua damna pudor.  
 Tres sumus inbelles numero, sine viribus uxor  
 Laertesque senex Telemachusque puer.  
 ille per insidias paene est mihi nuper adeptus,  
 dum parat invitis omnibus ire Pylon. 100  
 di, precor, hoc iubeant, ut euntibus ordine fatis  
 ille meos oculos conprimat, ille tuos!  
 hac faciunt custosque boum longaevaque nutrix,  
 Tertius inmundae cura fidelis harae;  
 sed neque Laertes, ut qui sit inutilis armis, 105  
 hostibus in mediis regna tenere potest –  
 Telemacho veniet, vivat modo, fortior aetas;  
 nunc erat auxiliis illa tuenda patris –  
 nec mihi sunt vires inimicos pellere tectis.  
 tu citius venias, portus et ara tuis! 110  
 est tibi sitque, precor, natus, qui mollibus annis  
 in patrias artes erudiendus erat.  
 respice Laerten; ut tu sua lumina condas,  
 extremum fati sustinet ille diem.  
 Certe ego, quae fueram te discedente puella, 115  
 protinus ut venias, facta videbor anus.

Erstaunlicherweise vertragen Ovids elegische Distichen und verlangen vielleicht sogar eine Übersetzung in Prosa. Denn der Briefcharakter ist durch eine Wiedergabe in elegischen Distichen kaum zu erhalten.<sup>68</sup> Doch der Autor, der *poeta doctus*, rechnet bei aller Schlichtheit der sprachlichen Formulierung mit einem *lector doctus*.<sup>69</sup> Der Leser kennt Odysseus/Ulixes und Penelope, er weiß über den troischen Krieg, die Taten und die dramatische Heimkehr des Odysseus Bescheid. Der Dichter will aber auch die griechischen Mythen seinem römischen Publikum in einer gefälligen

<sup>68</sup> Eine ältere Versübersetzung: VON MARNITZ 1958.

<sup>69</sup> Darauf weist Bruno W. HÄUPTLI in der Einführung zu seiner zweisprachigen Ausgabe hin (Zürich 1995). Auch Häuptlis Übersetzung verwendet das elegische Versmaß.

Sprache nacherzählen. Darin unterscheidet er sich im Prinzip nicht von Cicero und seiner Absicht, die griechische Philosophie in Rom heimisch werden zu lassen.

Wer Ovids Elegie nicht nur verstehen, sondern auch übersetzen will, wird allerdings mit der zielsprachlichen Formulierung seine Schwierigkeiten haben, auch wenn er sich nur um eine Prosaübersetzung bemüht.

Unübersetzbar ist auch hier wieder die inhaltsreiche rhetorische Figur des Hyperbaton.<sup>70</sup> Penelope bildet in ihrem Brief an Odysseus zahlreiche Hyperbata, um die schmerzliche Trennung von ihrem Mann bildlich zu veranschaulichen. Um nur ein Beispiel unter vielen hervorzuheben: Die ineinander verschränkten Hyperbata des Verses 94 **ipse tuo partis sanguine rebus alis** sind als solche unübersetzbar. Die Unübersetzbarkeit der Hyperbata ist auch ein Grund dafür, dass die Wiedergabe lateinischer Hexameter und Pentameter in einer deutschen Übersetzung nicht angebracht erscheint.

Vergleicht man verschiedene Übersetzungen, so wird sehr bald sichtbar, für welche ausgangssprachlichen Formulierungen (das betrifft nicht nur die Hyperbata!) adäquate zielsprachliche Formulierungen nicht ohne weiteres zur Verfügung stehen. Nur wenige Beispiele sollten genügen.

Das Distichon (10–11) *Quando ego non timui graviora pericula veris? / Res est solliciti plena timoris amor* wurde bisher so übersetzt:

- (a) Immer malt' die Gefahren mir größer die Angst, als sie wirklich / waren; denn Liebe ist doch Langen und Bangen in eins. (V. von Marnitz, 1958)
- (b) Wann übertrieb ich nicht die Angst vor den echten Gefahren? / Liebe bedeutet doch stets Zittern und Bangen zugleich. (Häuptli, 1995)
- (c) Wann habe ich mich nicht gefürchtet vor schlimmeren Gefahren als vor den tatsächlichen? Eine Angelegenheit voller beunruhigender Angst ist die Liebe. (Nickel, 2016)

---

<sup>70</sup> Zum Hyperbaton: LAUSBERG <sup>2</sup>1973, §§ 716–718.

Wenn man auf die unübersetzbare Versform zugunsten der Prosa verzichtet, vermeidet man nicht zuletzt Formulierungen, die im Ausgangssprachlichen Text keine Entsprechungen haben oder in der Zielsprache abwegige Assoziationen auslösen. In einer Prosafassung ist man nicht auf gezwungen klingende Formulierungen angewiesen, kann aber die Ausgangssprachliche Syntax weitgehend nachbilden und sich darum bemühen, wenigstens die Reihenfolge der Gedanken zu bewahren. Auf diese Weise lässt sich zwar kein „Wort-für-Wort-Übersetzen“, aber wenigstens ein „Wort-für-Wort-Verstehen“ realisieren. Die exponierte Position eines Wortes etwa am Ende eines Verses bleibt in der Übersetzung erhalten. Ovid hat z.B. *amor* absichtlich an das Ende des Verses 11 gestellt, und es besteht kein Grund für die Beseitigung dieser Endstellung.

Wenn auch im Zusammenhang mit dem Problem des Übersetzens von „Unübersetzbarkeit“ die Rede ist, dann sollte auch gefragt werden, was denn eigentlich übersetzbar ist. So enthält Penelopes Brief an Odysseus<sup>71</sup> neben unübersetzbaren selbstverständlich auch übersetzbare Elemente. Wenn auch das *Hyperbaton* nicht übersetzbar ist, so gibt es doch andere rhetorische Mittel, die in der Übersetzung nachvollzogen werden können: Dazu gehören etwa die *Synekdoche* (*pars pro toto*), die *Anapher*, das *Asydeton*, der *Chiasmus*<sup>72</sup> ... Selbst die *Enallage* ist übersetzbar, wenn man die „Vertauschung“ des Attributs semantisch aufzufangen weiß und die *grata ... dona* (*Heroid.* 1,27) nicht mit „dankbaren Geschenken“ wiedergibt, sondern mit „Gaben der Dankbarkeit“. Auch die als ein unübersetzbares *Hyperbaton* dargestellte *Enallage nocturno ... dolo* in Vers 42 braucht nicht mit „nächtlicher List“ wiedergegeben zu werden, sondern wird mit „List in der Nacht“ oder mit „bei Nacht mit List“ angemessen übersetzt. Übersetzbar sind hingegen viele Pronomina, die Tempora und Modi des Verbs (z.B. der unerfüllbare Wunsch, der *Adhortativus*, der *Deliberativus*, der *Iussivus*). Übersetzbar ist der *Ablativus absolutus* (z.B. mit dem deutschen Ge-

<sup>71</sup> STETTNER 2013 weist neuerdings sehr sachkundig und anregend auf den ersten Brief der Heroides hin.

<sup>72</sup> Ein schönes Beispiel für die Übersetzbarkeit eines doppelten Chiasmus (51): *Diruta sunt aliis, uni mihi Pergama restant ...* – „Zerstört ist Troia für alle anderen, allein für mich steht es noch ...“

*nitivus absolutus*: „unverrichteter Dinge“, „sehenden Augus“, „stehenden Fußes“), auch wenn man seine vom lateinischen Autor gewollte Mehrdeutigkeit zugunsten einer Monosemierung aufhebt. Aber man braucht bei der Übersetzung des Partizips keine logische Determinierung zu erreichen versuchen und kann stattdessen den Ablativ mit Partizip – gewissermaßen in Gedankenstrichen – logisch freistellen (Beispiele: *sospite viro*, v. 24, „der Mann blieb am Leben“; *posita mensa*, v. 31, „ein Tisch wurde hingestellt“; *Troia durante*, v. 49, „Troia stand noch“; *nullis prohibentibus*, v. 89, „niemand war im Weg“; *invitis omnibus*, v. 100, „gegen den Willen aller“; *euntibus ordine fatis*, v. 101, „wie es der Lauf des Schicksals mit sich bringt“; *te discedente*, v. 115, „bei Deiner Abreise“.

Übersetzbar sind auch Adjektive wie *magnus* oder *parvus* und Verben wie *facere*, *ducere*, *agere* usw. Obwohl der Römer vorrangig wahrzunehmen scheint, ob die Dinge groß oder klein, mehr oder weniger zahlreich, hoch oder niedrig sind und alles Mögliche „tut“ oder „ausführt“, wird man sich allerdings fragen müssen, ob man *magnus* immer mit „groß“ adäquat übersetzt:<sup>73</sup> *magnum argumentum* „ein schlagender Beweis“, *magnum exemplum* „ein treffendes Beispiel“, *magna suspicio* „ein dringender Verdacht“, *magnae preces* „heiße Bitten“, *magna voce* „mit lauter Stimme“, *magna causa* „ein gewichtiger Grund“, *magna pax* „tiefer Friede“, *magna hiems* „ein strenger Winter“, *magna occasio* „eine gute Gelegenheit“. Das Adjektiv *magnus* kann also nicht durchweg mit „groß“ übersetzt werden, weil es in Verbindung mit einem Substantiv eine jeweils spezifische Bedeutung hat.

Auch viele Verben „bedeuten“ erheblich mehr als sie bezeichnen, z.B. *cedere* und seine Komposita: *accedere ad rem publicam* „sich mit Politik befassen“, *luna accedens ... abscedens* „der zunehmende ... abnehmende Mond“, *imago abscesserat* „das Gespenst war verschwunden“, *aliquid abscedit* „es bildet sich ein Abszess“, *decedere de via* „vom Weg abweichen“, *naves decesserunt* „die Schiffe kamen vom Kurs ab“, *decedere canibus de via* „den Hunden aus dem Weg gehen“, *ex provincia decedere* „die Provinz verlassen“, *decessit sine liberis* „er starb ohne Kinder“, *aqua decedente* „als das Wasser

<sup>73</sup> Beispiele bei JÄKEL <sup>2</sup>1966, 138f.

abließ“, *ira decedet* „der Zorn wird nachlassen“, *ab armis discedere* „die Waffen niederlegen“, *pedibus incedere* „zu Fuß gehen“, *altus incedit* „er trägt den Kopf hoch“, *tenebrae incedunt* „die Dunkelheit bricht herein“, *fama incessit* „das Gerücht verbreitete sich“, *magna cura mihi incessit* „ich bekam große Sorgen“. Wenn der Römer Verben wie *cedere* oder die Komposita gebraucht, deutet er nur an und sagt zweifellos weniger, als er denkt. Hier fühlt sich der Übersetzer aufgefordert auszusprechen, was nicht gesagt wird – ein heikles Unterfangen!



## 6 Über den Nutzen translatorischer Kompetenz beim Übersetzungsvergleich

Auch wenn man sich der Grenzen des Übersetzens bewusst ist, wird man den Nutzen einer translatorischen Kompetenz nicht übersehen können, in der sich ausgangssprachliche und zielsprachliche Kompetenz, d.h. Dekodierungs- und Rekodierungskompetenz, verbinden. Denn die translatorische Kompetenz umfasst auch die Fähigkeit, Übersetzungen kritisch zu vergleichen und zweisprachige Texte synoptisch zu lesen.<sup>74</sup>

Dabei wird es sich mitunter auch ergeben, mehrere verschiedene Übersetzungen desselben ausgangssprachlichen Textes zu vergleichen. Dieser Vergleich kann nicht zuletzt veranschaulichen, dass das Übersetzen literarischer Texte immer nur eine approximative Äquivalenz erreicht, weil es an Grenzen stößt, die man zwar sehen, aber nicht übersteigen kann.

Hier stellt sich aber zugleich die Frage, ob der Vergleich des Originals mit einer oder mehreren Übersetzungen nicht auch ein Weg zu einer besseren Übersetzung sein kann, wenn er u.a. folgende Ziele erreicht:

1. Er macht das Phänomen der Sprachenverschiedenheit bewusst, die sowohl auf den sprachlichen Systemen beruhen als auch auf die unterschiedlichen Entstehungsbedingungen des Originaltextes und seiner Übersetzung(en) zurückzuführen sind.
2. Er erzeugt ein „Vorbehaltsverhältnis“ gegenüber einer Übersetzung und vermittelt die Einsicht in die Möglichkeit einer nur approximativen Äquivalenz zwischen dem ausgangssprachlichen und dem zielsprachlichen Text.

---

<sup>74</sup> Vgl. AU 57.1 (2004) zum Thema „Synoptisches Lesen“.

3. Er veranschaulicht die Tatsache, dass Übersetzungen veralten können, weil sie nicht mehr „zeitgemäß“ und „der Mode unterworfen“ sind.
4. Er lässt die Notwendigkeit erkennen, dass unsere Texte immer wieder neu übersetzt werden müssen, auch wenn es heißt, alle Texte seien schon längst übersetzt.

Der synoptisch-synkritische Vergleich zwischen Original und Übersetzung ist mit seinen Voraussetzungen, Bedingungen und Grundlagen ein anspruchsvolles Verfahren.<sup>75</sup> Es gibt keine identischen Übersetzungen desselben Textes. Die vielfältigen Möglichkeiten, ein und denselben lateinischen Text zu übersetzen, waren schon im Falle von Horaz, *Carmen* 1,5, erwähnt worden. Dasselbe veranschaulicht z.B. auch das Catull-Gedicht 85 *Odi et amo*, das zahlreiche Übersetzungen erfahren hat.

Hassen und lieben zugleich muss ich. – Wie das? –  
 Wenn ich's wüsste! Aber ich fühl's, und das Herz möchte  
 zerreißen in mir.

(Eduard Mörike, 1840)

Ach, ich hasse und liebe. Du fragst, warum ich das tue.  
 Weiß nicht. Ich fühle nur: es geschieht und tut weh.  
 (Max Brod, 1914)

Eine „wörtliche“, gewollt unpathetische Übersetzung könnte lauten:

Ich hasse und ich liebe. Warum ich dies tue, fragst du vielleicht.  
 Ich weiß (es) nicht, aber ich nehme wahr, dass es geschieht, und ich quäle mich.<sup>76</sup>

<sup>75</sup> Wichtige Überlegungen zum Übersetzungsvergleich am Beispiel von Horaz, *carm.* 1,5 *Quis multa gracilis rosa* ... finden sich auch in: HERZLIEB/UZ/KILLY/SCHMIDT 2000, bes. 25-35; MENGE 1910 (zum *Carmen* 1,5: 33-36). – Eine sehr gute Schulausgabe: SALOMON/LACHAWITZ/RATKOWITSCH/SOMLAK 1986. – Vgl. auch NICKEL 1979a; ELLER 1979.

<sup>76</sup> Eine ausführliche Interpretation des Catull-Gedichts legte auch JÄKEL 1966, 146–151 vor, der auch den Vergleich mehrerer Übersetzungen des Distichons als wertvolle Interpretationshilfe sah.



Odi et amo. Quare id faciam, fortasse requiris.  
Nescio, sed fieri sentio et excrucior.

Wer die Übersetzungen des Epigramms vergleichen will, muss es interpretiert und selbst übersetzt haben. Er besitzt bereits Vorkenntnisse über das in anderen Gedichten des Lesbia-Zyklus reflektierte Verhältnis zwischen dem Dichter und seiner Geliebten. Der Übersetzungsvergleich greift die Ergebnisse der Arbeit am Originaltext wieder auf: Welchen Aussagewert hat die Gegenüberstellung von aktiven, passiven und medialen (*excrucior*) Verbalformen? Bezeichnen die aktiven Verbalformen tatsächlich auch ein aktives Tun? Sind *odisse* und *amare* „Tätigkeiten“? Eine scharfe semantische Unterscheidung von Aktiv und Passiv ist nicht zu erkennen. Alle Verbalformen bezeichnen – mit Ausnahme von *requiris* – komplexe Gefühlsregungen, ein nur vermeintliches Tun, eher ein Hinnehmen oder ein Erleiden. Selbst ... *quare id faciam* bezeichnet keine „Aktivität“; es könnte auch heißen „... warum ich das erlebe/erleide/hinnehmen muss.“

Warum nennt der Autor kein „Objekt“ seiner Hass-Liebe? Ihn interessiert hier anscheinend nicht der Gegenstand seiner Hass-Liebe, sondern nur sein eigenes, leidvolles Empfinden.<sup>77</sup> Wer könnte die mit *requiris* angeredete Person sein? Der/die Angeredete kann jeder beliebige Leser sein. Mit der Frage wird das Interesse auch des heutigen Lesers für die Persönlichkeit und das Leben des Dichters geweckt. Es kann sich aber auch um eine Selbstanrede handeln.

Welche Konnotationen weckt das Wort *excrucior*? Obwohl die Gedankenfigur der Metapher das Erleiden des qualvollen Kreuzestodes assoziiert, wäre es völlig verfehlt, den Autor mit dem leidenden Christus zu vergleichen, wenn auch der heutige Leser sich gegen eine derartige Assoziation wohl kaum wehren kann, vor allem wenn man bei *excrucior* weniger den passiven als den medialen Aspekt hervortreten lässt.

Inwieweit ist das Verständnis des Textes von der Kenntnis seines ursprünglichen situativen Kontextes abhängig? Diese scheint im Falle des vorliegenden Gedichts nicht erforderlich zu sein. Denn

---

<sup>77</sup> Dann könnte man vielleicht auch folgende Übersetzung akzeptieren: „Ich

die beschriebenen Affekte können unabhängig von bestimmten historisch bedingten Situationen ausgelöst werden. Das Gedicht ist „zeitlos“, weil es ein spezifisches *humanum* widerspiegelt und eine menschliche Grundsituation beschreibt.

Der Text dokumentiert darüber hinaus die Kraft und die Fähigkeit des Autors, mit einfachsten sprachlichen Mitteln menschliche Befindlichkeiten pointiert zu beschreiben. Catull hat es verstanden, die Disziplin der sprachlichen Form zu nutzen, um die Gefühle des lyrischen Ichs unter Kontrolle zu bringen und sie sich von der Seele zu schreiben, indem er sie sprachlich auf die denkbar schlichteste Weise zum Ausdruck brachte und auf diesem Wege gleichsam zu „objektivieren“ suchte.

Man sollte sich nicht scheuen, den Vergleich von ganz einfachen Ansatzpunkten aus zu beginnen und zu fragen, warum die Übersetzungen mehr Wörter benötigen als das Original und inwiefern sich der Text und seine Übersetzungen syntaktisch voneinander unterscheiden. Die Formulierungen, die die lateinische Metapher *excrucior* („ich hänge am Kreuz, werde gekreuzigt, erleide den Kreuzestod“) wiederzugeben versuchen, verdienen besondere Aufmerksamkeit.

Aber selbst dann, wenn sich der Vergleich auf Details konzentriert, ist der Text als ganzer stets der Bezugsrahmen. Man sollte allerdings einen weit reichenden Textbegriff zugrunde legen, der die Welt, aus der der Text stammt, möglichst erschöpfend erfasst. Unter Berücksichtigung dieses Textbegriffs ist das Vergleichsobjekt die kontextuale Äquivalenz von Original und Übersetzung(en). Hier wird Äquivalenz nicht nur auf den Ebenen der Morphosyntax, Semantik und Stilistik, sondern auch der Textpragmatik überprüft, d.h. man fragt, inwieweit Original und Übersetzung(en) in ihrem Situationsbezug, in ihrer Intentionalität und Wirkung als äquivalent zu betrachten sind oder voneinander abweichen. Dadurch wird vermieden, dass der Vergleich in Einzelheiten stecken bleibt oder sich auf isolierte Erscheinungen beschränkt. Es ist weniger interessant, ob jede ausgangssprachliche grammatische Struktur durch

---

hasse und ich liebe. Du fragst vielleicht: Warum? Ich weiß es nicht. Aber ich werde wahnsinnig vor Schmerz.“

eine entsprechende zielsprachliche Struktur wiedergegeben wird. Angemessen wäre vielmehr eine ganzheitliche Sicht, die zu einer Antwort auf die Frage führt, in wie weit der zielsprachliche Text als ganzer eine Übersetzung des ausgangssprachlichen Textes ist.

Auf der Ebene der Semantik bedeutet das Prinzip der Text- bzw. Kontextbezogenheit, dass der Untersuchungsgegenstand stets das Wort mit seiner aus dem Text sich ergebenden Gebrauchsbedeutung ist. Beim Übersetzungsvergleich ist die kontextuale oder okkasionelle, nicht die lexikalische oder isolierte Bedeutung eines Wortes im Originaltext zu ermitteln und ihre Wiedergabe im Deutschen zu prüfen. Die theoretische Grundlage dieses Verfahrens liefert die Textsemantik, nicht die Wortsemantik, die im wesentlichen die Bedingungen thematisiert, unter denen die Bedeutung der Wörter im Text unter Aufhebung ihrer lexikalischen Polysemie determiniert wird.

Ein Beispiel: Im ersten Kapitel des *Bellum Gallicum* (1,1,4) bedeutet *virtus* nicht „Tugend“ oder Ähnliches, sondern eindeutig „Tapferkeit“ oder „Verwegenheit“, die die Helvetier, wie Caesar betont, in ihren täglichen Kämpfen mit den Germanen erwarben und mit der sie die übrigen Gallier überragten. Dass ferner der *magnus dolor*, an dem die Helvetier leiden (1,2,4), kein physischer „Schmerz“ ist, ergibt sich aus Caesars Darstellung der Schwierigkeiten, die die Helvetier, die *homines bellandi cupidi*, daran hindern, ihre Nachbarn nach Belieben anzugreifen. *Magno dolore afficiebantur* hätte dann eher die kontextuelle Bedeutung von „es war ihnen unerträglich, [ihre Kampfeslust zügeln zu müssen].“ Dass Caesar auf diese Weise die Unberechenbarkeit und Gefährlichkeit der Helvetier beschwört, um seine brutale Reaktion auf deren Absichten zu legitimieren, ist nicht mehr zu übersehen und für die Übersetzung des Textes von großer Relevanz.

Der Übersetzungsvergleich macht in den meisten Fällen deutlich, dass die Übersetzung eines lateinischen Textes immer ein Anachronismus ist; denn sie reißt diesen aus seiner ursprünglichen Sprachwelt und trennt ihn von der historischen Situation seiner Entstehung. Schwierigkeiten ergeben sich aber nicht nur durch die historische Distanz, sondern vor allem durch das „linguistische Relativitätsprinzip“, dessen negative Auswirkungen auf die Möglich-

keit eines äquivalenten Übersetzens mit dem Grad der Unkenntnis der ursprünglichen Entstehungssituation des Textes zunehmen. Nach diesem auf Humboldts Sprachphilosophie zurückgehenden Prinzip determiniert jede Sprache die Art, wie Welt und Wirklichkeit von ihren Benutzern gesehen werden. Jede Sprache bietet eine spezifische Perspektive der Welt.

Daraus ergibt sich, dass ein Originaltext und seine Übersetzung(en) nur annähernd gleiche Perspektiven der Welt widerspiegeln. Man kann z.B. den Satz *Videtis magistratūs hanc esse vim, ut praesit praescribatque recta et utilia et coniuncta cum legibus ...* (Cic. leg. 3,2) folgendermaßen übersetzen: „Ihr seht, dass es das Wesen des Beamten ist, die Leitung zu haben und das Richtige, Nützliche und mit den Gesetzen im Einklang Stehende vorzuschreiben ...“ Dann stellt sich aber mit dem deutschen Wort „Beamter“ eine Vorstellung ein, die keineswegs dem Begriff eines römischen Magistrats entspricht. Der deutsche Beamte des 21. Jahrhunderts hat mit einem *magistratus* der römischen Republik nur wenig gemeinsam. Mit dem „Beamten“ geht der spezifisch römische Inhalt des Begriffs *magistratus* verloren.

Dass auch scheinbar leicht verständliche Ausgangssprachliche Wörter dem Übersetzer Schwierigkeiten bereiten können, sei am Beispiel *laetus* veranschaulicht. Die Breite der Bedeutung reicht von „freudig, fröhlich, heiter“ (Gegensatz: *tristis*) über „erfreulich, angenehm, beglückend“ bis „üppig, fruchtbar, blühend“.<sup>78</sup> Vergil, *Georgica* 1,338–340, verwendet das Adjektiv als Attribut in folgendem Zusammenhang:

In primis venerare deos atque annua magnae  
sacra refer Cereri laetis operatus in herbis  
extremae sub casum hiemis iam vere sereno.

Aber vor allem ehre die Gottheit! Jährliche Opfer  
Bringe der Ceres dar auf Angers lachender Grüne,  
Wenn schon der Winter ganz entschwand, schon heiterer Lenz  
blüht.

(Rudolf Alexander Schröder, 1952)

---

<sup>78</sup> Georges s.v. *laetus*.

Ehre vor allem die Götter und feire alljährlich der großen  
Ceres ihr Fest, bring Opfer ihr dar auf grünender Wiese,  
Wenn der Winter am End, wenn heiter im Kommen der Früh-  
ling.

(Heinrich Naumann, 1970)

Aber vor allem verehere die Götter, bringe der großen  
Ceres jährlich Opfer dar in freundlichen Auen,  
wenn der Winter endlich vergeht, im heiteren Lenze.

(Johannes und Maria Götte, 1972)

Die Übersetzungen veranschaulichen, wie hoch der Klärungs- und Deutungsbedarf angesichts dieses auf den ersten Blick syntaktisch nicht besonders schwierigen Textes ist. Das wird erst dann sichtbar, wenn man nicht nur „strukturidentisch“ oder „wörtlich“ übersetzen will, sondern auch die geschilderten Vorgänge in dieser uns heute weitestgehend fremden Welt zu klären versucht. So ist nicht umfassend zu verstehen, was *venerari* bedeutet. Was ist „mit religiöser Scheu verehere, hoch verehere, anbeten“ gemeint? Worauf der Imperativ *venerare* zielt, zeigt jedoch der Kontext: Es ist das *annua sacra referre* und das *operari* („opfern“) zu Ehren der großen Göttin Ceres. Worin die „jährlich stattfindenden heiligen Handlungen“ (*annua sacra*) bestehen, lässt sich aber nur ermitteln, wenn man weiß, um welches Fest es sich handelt. Vielleicht ist das jährlich sich wiederholende (*re-ferre*) Ambarvalienfest (*ambire* und *arvum* „um die Flur herumgehend“) gemeint, das auf den Dörfern als *lustratio pagi*, d.h. als ein Reinigungs- und Sühnefest in Gestalt der *Suovetaurilia*, gefeiert wurde. Dabei wurden ein Eber, ein Widder und ein Stier dreimal um die jungen Feldfrüchte herumgeführt. Ein Opfer von Milch, Honig und Wein auf dazu errichteten Feldaltären schloss sich an.

Der lokale Rahmen dieser religiösen Handlungen wird im vorliegenden Text mit *laetis in herbis*, ihr Zeitpunkt durch *sub casum hiemis iam vere sereno* markiert. Im antiken Vergilkommentar des Servius findet man übrigens *sub casum hiemis* erklärt durch *circa finem hiemis*, und was *ver serenum* bedeuten kann, spürt man, wenn man sich an einem der ersten Frühlingstage von der Sonne wärmen lässt.

Es muss selbstverständlich gelingen, auch mit Hilfe eines lateinisch-deutschen Wörterbuches, die Bedeutungsvielfalt der Wörter textadäquat einzuschränken und zu monosemieren. Dann kann aus den „fröhlichen Halmen“ allmählich eine „fruchtbar sprießende und daher Freude und Fröhlichkeit hervorrufende Wiese“ werden und das Bild eines *locus amoenus* entstehen, der vielleicht auch das Gefühl dankbarer Verehrung für göttliche Mächte aufkommen lässt und auf diesem Weg die anfängliche Fremdheit der Schilderung verringert. So erhält dann auch das *venerari* einen über den engeren Rahmen des Textes hinausgreifenden Inhalt.<sup>79</sup>

Wenn die Sicherung des Bedeutungsgehalts gelingt, ist zwar eine Voraussetzung für eine textadäquate Übersetzung geschaffen. Diese wird aber nur insoweit korrekt sein können, als sie den Sinn des Textes nicht verstellt oder verdunkelt, sondern zu klären hilft, was der Autor seinem Rezipienten sagen wollte. Die Übersetzung wird aber als individuelles Produkt nie endgültig sein, weil sie oft mehr über den Übersetzer als über den Autor aussagt.

Weitere Beispiele für semantische Gesichtspunkte des Übersetzungsvergleichs:

1. *Bezeichnungs- und Bedeutungsidentität*: Der Übersetzungsvergleich widerlegt die naive Erfahrung, dass die Welt so ist,

---

<sup>79</sup> Ein zentrales Hilfsmittel beim Übersetzen und Vergleichen von Übersetzungen ist hier also das zweisprachige Wörterbuch/Lexikon. Die sachgerechte Verwendung dieses Hilfsmittels ist ein wesentliches Element der translatorischen Kompetenz. Die Übung im optimalen Gebrauch des Lexikons sollte daher ernstgenommen werden.

Neuere Unterrichtswerke für die Schule bieten Anregungen zur Einübung in das Lesen von Lexikonartikeln. Beispiel (nach *Redde rationem*, Klett): Die Lektion 59 (Arbeitsbuch) wird mit einer Synopse des lateinischen Textes und einer deutschen Übersetzung eröffnet, die einige Lücken aufweist. Der Lernende hat die Aufgabe, diese Lücken mit Hilfe ebenfalls vorliegender Lexikonangaben zu den nicht übersetzten Wörtern zu „bearbeiten“. Die erste Aufgabe lautet: „Für *familiaris* bietet das Lexikon folgende Angaben: *familiaris*, -e a) zur Familie, zum Haus gehörig; b) vertraut, freundschaftlich; c) gewöhnlich, geläufig. Wäge die verschiedenen Übersetzungsmöglichkeiten ab! Überprüfe Deine Wahl noch einmal, wenn Du das ganze Stück kennst!“ Hiermit wird der Schüler also dazu angehalten, sich für eine der im Lexikon angebotenen Angaben erst dann endgültig zu entscheiden, wenn er den ganzen Text erfasst hat. – Die richtige Wahl eines Wortes aus einer Reihe potentiell-

wie sie in der Ausgangs- oder Zielsprache benannt wird. Er macht die letztlich unvergleichliche Einzigartigkeit jeder Sprache trotz universeller Übereinstimmungen bewusst. So ist vor allem auf der semantischen Ebene festzustellen, dass viele Übersetzungsäquivalenzen nur auf der sprachlichen Oberfläche gültig sind. Wörter in lateinisch-deutschen Wortgleichungen *bezeichnen* zwar oft denselben Gegenstand, haben aber nicht dieselbe *Bedeutung*. Bezeichnungsidentität ist nicht gleich Bedeutungsidentität. Denn der Bedeutungs- und der Bezeichnungsumfang lateinischer und deutscher Wörter weichen oft erheblich voneinander ab. Beispiele sind leicht zu finden: *animus* – Seele, *ratio* – Vernunft, *virtus* – Tugend sind Standard-Beispiele für unterschiedliche Bedeutungsumfänge. Selbst die Wörter, die dasselbe bezeichnen wie *infans* – Kind, haben keine identische Bedeutung.

2. In diesen Zusammenhang gehört vor allem auch die *Konnotation* („Mitbedeutung“) eines Wortes, die in lateinisch-deutschen Texten nur selten identisch ist. Diese Differenz dürfte für die lateinisch-deutsche Übersetzung geradezu typisch sein. Denn die „Begleitgefühle“ der Wörter werden durch die Übersetzung oft nicht nur unvollständig wiedergegeben, sondern manchmal auch vollständig beseitigt. Auf der anderen Seite wecken scheinbar angemessene Übersetzungsäquivalente mitunter Begleitvorstellungen und Assoziationen, die im Original nicht angelegt sind. Diese Abweichungen (Bedeutungsverengung, Bedeutungsverschiebung, Bedeutungserweiterung, Bedeutungsentstellung oder Bedeutungsabschwächung) veranschaulicht der Übersetzungsvergleich besonders eindrucksvoll. Sie sind allerdings auch als willkommene Interpretationsansätze zu nutzen.
3. Es gibt im Lateinischen viele Metaphern,<sup>80</sup> die im Deutschen mit weitgehend bedeutungsgleichen Metaphern wiederzuge-

---

ler Bedeutungen wird auch im zweiten Teil derselben Lektion geübt, indem jeweils mehrere Bedeutungen angegeben werden. Der Arbeitsauftrag lautet hier: „Bei Angaben mehrerer Übersetzungsmöglichkeiten wähle die ‚richtige‘ aus und begründe Deine Wahl!“

<sup>80</sup> NÄGELSBACH 1905, 538–604, enthält eine beeindruckende Fülle von Beispielen

ben sind. Mitunter aber werden lateinische Metaphern mit deutschen Metaphern übersetzt, die andersartige Vorstellungen wecken. Ein Beispiel: *dudum circumrodo, quod devorandum est* (Cic. Att. 4,5,1) kann so übersetzt werden: „Das Wort, das mir schon lange auf der Zunge liegt, muss endlich heraus.“ Aber im Lateinischen kaut man auf dem Wort herum wie auf einem wenig schmackhaften Bissen, um es dann endlich herunter zu schlucken und nicht – wie im Deutschen – auszuspuken.

Wählt man beim Übersetzungsvergleich die metaphorische Dimension als Vergleichsgesichtspunkt, so sollte man beachten, dass eine Metapher im eigentlichen Sinne nur dort vorliegt, wo der Autor die Übertragung bewusst vornimmt. Der Übersetzer ist jedoch oft gar nicht in der Lage, die Grenze zwischen bewusster, wirklicher oder erstarrter Metapher zu erkennen.

Beispiele für morphosyntaktische Gesichtspunkte:

1. *Wortbildung*: Oft werden lateinische Wortverbindungen aus Substantiv und attributivem Adjektiv oder aus Substantiv und Genitivattribut mit zusammengesetzten Wörtern wiedergegeben: *bella intestina* (Sall. Cat. 5,2) wird zu „Bürgerkrieg“ (Schöne / Eisenhut), *discordia civilis* (ib.) zu „Bürgerzwist“ (Lindauer), *conscientia scelerum* (ib. 5,7) zu „Schuldbewusstsein“ (Lindauer). Im Gegensatz zum Lateinischen (und auch zu den romanischen Sprachen) verfügt das Deutsche über fast uneingeschränkte Möglichkeiten der Wortzusammensetzung. Dabei fällt auf, dass das näher zu bestimmende Wort (*bella, discordia, conscientia*) im Deutschen an die zweite Stelle der Wortzusammensetzung tritt. Der Klassifikator, das lateinische Attribut, nimmt die erste Stelle ein. Der Übersetzungsvergleich vermittelt über diese relativ einfachen Beobachtungen elementare sprachanalytische Einsichten.

Die Neigung zur Wortzusammensetzung ist auch bei der

---

len. Das Buch ist für den lateinisch-deutschen Sprachvergleich immer noch eine vorzügliche Grundlage. Hilfreich ist auch SOMMER 1931. Vgl. auch KIEN-POINTNER 2010.



Übersetzung nicht-zusammengesetzter lateinischer Wörter zu beobachten: *luxuria* (Sall. *Cat.* 5,8) wird mit „Verschwendungssucht“ (Lindauer, Schöne/Eisenhut) übersetzt. Man vergleiche auch „Siegesrausch“ (Färber) für *furor* (Hor. *carm.* 1,37,12) oder „Befehlsgewalt“ (Fischbach) für *imperium* (Cic. *leg.* 3,3). Dasselbe Phänomen ist auch in der heutigen Umgangssprache zu beobachten: Man denke nur an Wörter wie Lern-prozess, Problem-bewusstsein, Erfolgs-erlebnis, Auf-gaben-stellung, Lust-gewinn usw.

2. *Konnektoren*: Die Mittel der Wort- und Satzverbindung haben nicht nur die Funktion der Verknüpfung; sie kennzeichnen auch logische Beziehungen der sprachlichen Zeichen zueinander, so z.B. Kausalität, Finalität, Konsekution, Temporalität, Konzessivität, Adversität (*cum, quod, quia, ut, postquam, quamquam* usw.).

Bestimmte Konnektoren signalisieren das Verhältnis der Disjunktion (*aut ... aut*), der Reihung (*et ... et*) oder der Proportionalität (*quo ... eo*). Selbst ein scheinbar unproblematischer Konnektor wie *et* kann über die Reihung hinaus auch Gleichheit, Gleichwertigkeit, Gegensätzlichkeit, Erläuterung oder Steigerung ausdrücken. Der Übersetzungsvergleich befasst sich in diesem Zusammenhang mit der Frage, welche Möglichkeiten der deutschen Sprache für die Wiedergabe derartiger Beziehungen genutzt werden. Dabei wird mitunter deutlich, dass lateinische Konnektoren zwar eine eindeutige Funktion haben, diese aber nur bei gründlicher Betrachtung des Textzusammenhangs erkennen lassen, während deutsche Konnektoren meist von vornherein ihre logische Funktion verdeutlichen.

3. *Wortfolge*: Die unterschiedliche Wortfolge im Originaltext und in der Übersetzung bedarf der Erklärung: Im Deutschen ist die Wortfolge strenger geregelt als im Lateinischen, weil sie dort Funktionen übernehmen kann, die hier die Flexionsformen haben. Im Deutschen ist z.B. die Stellung des Possessivpronomens hinter dem Beziehungswort kaum wiederzugeben. Auch wenn im Lateinischen das Attribut nachgestellt ist, muss sich im Deutschen ebenfalls die Wortfolge än-

dern. Auf andere „unübersetzbare“ Erscheinungen wie z.B. die Endstellung des Prädikats im Hauptsatz oder die Position der Negation *non* (*non rideo; venire non possum*) braucht nicht weiter eingegangen zu werden. Die vom Autor vorgenommene Reihenfolge der sprachlichen Signale ist in der Regel eben nur durch „verstehendes Lesen“ oder „Wort-für-Wort-Verstehen“, nicht durch Übersetzen nachzuvollziehen. Gänzlich ausgeschlossen ist – wie bereits mehrfach erwähnt – die Wiedergabe des Hyperbaton, das auch ohne stilistische Absichten im Lateinischen häufig vorkommt: *acerrimo vir ingenio; omnes omnium temporum imperatores; mea fuit semper haec in hac re voluntas*.

4. *Periodenbau*: Der Übersetzungsvergleich sollte sich auf die einfacheren Formen der Periode konzentrieren und zu klären versuchen, ob die Auflösung der lateinischen Periode in der deutschen Übersetzung mit den Gesetzmäßigkeiten des deutschen Periodenbaues zu begründen ist oder ob sie andere, vom Übersetzer zu verantwortende Gründe hat. Erfahrungsgemäß verlangt schon die Wiedergabe lateinischer Partizipialkonstruktionen eine Veränderung des originalen Periodenbaues.
5. *Satzglieder*: Die Veränderung der originalen Syntax durch Subjektwechsel ist vielfach unumgänglich. Der Satz *Orator suavis est voce* kann z.B. wiedergegeben werden mit (a) „Die Stimme des Redners ist angenehm“ oder (b) „Der Redner hat eine angenehme Stimme“. Diese beiden Möglichkeiten veranschaulichen bereits die syntaktische Veränderung, die sich allerdings auch auf die Bedeutung des Satzes auswirkt: Während im Lateinischen die Aussage „angenehm“ zunächst auf die ganze Person des Redners bezogen scheint (*orator suavis est ...*) und erst durch den folgenden *Ablativus limitationis voce* eingeschränkt wird, richtet das Deutsche im Falle von (a) die Aufmerksamkeit von vornherein auf die Stimme; der Satz hat seine ursprüngliche Spannung verloren. Entsprechendes gilt für den Fall (b). Hier wird die Verbindung von *orator* und *suavis* aufgegeben. Die angenehme Wirkung geht nicht mehr vom Redner als solchem aus, sondern ist lediglich ein Attri-

but seiner Stimme. Im Falle von „Der Redner ist der Stimme nach angenehm“ ist allerdings eine genaue Nachbildung der lateinischen Syntax erbracht (Hinweis von Felix M. Prokoph). Ein besonders krasses Beispiel für den Subjektwechsel mit starker Bedeutungsverschiebung ist die Wiedergabe von *Odi et amo* (Catull 85): „Liebe verfolgt mich und Hass“ oder „Hass erfüllt mich und Liebe“.<sup>81</sup> Diese Beispiele zeigen bereits, dass syntaktische Abweichungen vom Original hinsichtlich der Subjektbildung auch das Prädikat betreffen können: So wird z.B. *excrucior* u.a. übersetzt mit „es zerreißt mir das Herz“ oder „das Herz bricht mir vor Marter entzwei“ oder „das Herz möchte zerreißen in mir“. Die semantischen Folgen einer derartigen Veränderung der Prädikatbildung sind nicht zu übersehen: Diese Übersetzungen können die vom Autor gewollte Ernsthaftigkeit der Aussage gefährden.

Wie groß oft die Schwierigkeiten sind, die der Übersetzer zu überwinden hat, wenn er versucht, die originalsprachliche Syntax wiederzugeben, zeigt u.a. ein Prädikat, das aus *esse* und einem Substantiv in einem obliquen Kasus besteht (z.B. *esse* mit *Gen. possessivus*): *omnia hostium erant*. Hier bieten sich etwa die folgenden Lösungen an: (a) Wiedergabe mit einem präpositionalen Ausdruck („alles war im Besitz der Feinde“), wobei das lateinische Subjekt auch im Deutschen Subjekt ist. (b) Wiedergabe mit einem verbalen Prädikat („alles war von den Feinden besetzt“), wobei das Subjekt ebenfalls gleich bleibt, der *genitivus possessivus* jedoch mit einem Präpositionalobjekt wiedergegeben wird und als Urheber des Geschehens empfunden wird. (c) Wiedergabe mit einem verbalen Prädikat („die Feinde hatten alles besetzt“), wobei der *genitivus possessivus* zum Subjekt und das lateinische Subjekt zum Objekt wird.

---

<sup>81</sup> Übersetzungen bei HEINE 1970, 91f..



## 7 Wie erhöht man seine translatorische Kompetenz? Beispiel: Wortschatzarbeit

Die translatorische Kompetenz ist auch bei langjähriger Praxis immer noch erweiterungsfähig und dauerhaft pflegebedürftig. Dies sei hier am Beispiel des „Wortschatzes“ veranschaulicht, der gewöhnlich sprachenpaarbezogen erworben wird, sich aber mitunter auf das Einprägen isolierter lat./griech.-dt. Wortgleichungen beschränkt, obwohl jedermann weiß, dass sich die volle „Bedeutung“ eines sprachlichen Zeichens erst aus seinem Gebrauch in einem sprachlich-situativen Kontext ergibt.<sup>82</sup>

Kein [einzelnes] Wort ist übersetzbar. Aber wir brauchen auch keine Wörter zu übersetzen. Wir sollen Sätze und Texte übersetzen. Es macht nichts, dass sich die Wortbedeutungen von einer zur andern Sprache für gewöhnlich nicht decken. Im Text kommt es sowieso nur auf die Meinungen [= das Gemeinte] an; und die [das] kann man passend machen, man braucht nur den Kontext entsprechend einzustellen. Texte sind daher prinzipiell übersetzbar. Sind Übersetzungen also Lügen? Man kann sich an diese Regel halten: Übersetzte Wörter lügen immer, übersetzte Texte nur, wenn sie schlecht übersetzt sind.<sup>83</sup>

Dass die Bedeutung, die ein Wort als einzelnes hätte, durch den Kontext auf die Meinung des Sprechers hin determiniert wird, veranschaulicht Weinrich mit einem Hinweis auf die Metapher und auf jegliche Form des sprachlichen Bildes. „Denn ein Wort für sich allein kann niemals Metapher sein“.<sup>84</sup>

Aber auch wenn Wörter erst in Sätzen, Texten und Situationen ihre volle Bedeutung entfalten und die Semantik der Wörter im

---

<sup>82</sup> Ludwig Wittgenstein zit. bei BREKLE 1972, 59, dort noch mehr zur „Gebrauchstheorie“.

<sup>83</sup> WEINRICH 2006, 24.

<sup>84</sup> WEINRICH 2006, 44.

Text grundverschieden ist von der Semantik isolierter Einzelwörter und die Wortsemantik durch eine Textsemantik zu ergänzen ist,<sup>85</sup> die die Wörter als in ihrem Gebrauch mit anderen Wörtern vernetzt zu sehen empfiehlt, lässt sich an der Behauptung nicht festhalten, dass ein einzelnes Wort keine Bedeutung habe. Unabhängig von seinem jeweiligen Gebrauch in Sätzen, Texten und Situationen hat ein sprachliches Zeichen durchaus

einen festen Bedeutungskern, der ihm fest zugehört, zugehören muss, um seine jeweilige Identität ... als Einheit von materieller Form und bestimmter Bedeutung zu garantieren.<sup>86</sup>

Auf diesem Bedeutungskern beruht die zwar abstrakte, aber immer gleiche Bedeutung des sprachlichen Zeichens.

Ein sprachliches Zeichen mit einer von seinem Gebrauch unabhängigen festen Bedeutung kann verschiedene Gegenstände / Sachverhalte in unterschiedlichen Zusammenhängen bezeichnen. Man kann auch sagen: Ein sprachliches Zeichen hat eine stabile Kernbedeutung und ein gebrauchorientiertes, variables Bedeutungsspektrum.<sup>87</sup>

Wenn die Wörter sowohl eine Kernbedeutung haben als auch erst durch ihre Vernetzung im Text ihre jeweils aktuelle Bedeutung gewinnen, dann ist zu fragen, ob die stabile Kernbedeutung der Ausgangspunkt für das Lernen von Wörtern sein sollte oder ob es nicht effizienter ist, von der jeweils aktuellen Gebrauchsbedeutung auszugehen. Die Kernbedeutung, Grundbedeutung oder abstrakte Bedeutung verdient den Vorzug, wenn man größere Textmengen verstehen und übersetzen will. Die Gebrauchsbedeutung verdient den Vorzug, wenn man sich auf einen einzigen Text konzentrieren möchte. Denn die in einem bestimmten Text vorliegende Vernetzung der Wörter verringert die Determinationserwartungen,<sup>88</sup> d.h. der Text schränkt die Zahl der potentiellen Bedeutungen eines Wortes ein.

Schon wenn man einen Text Wort für Wort liest, reduziert man von Wort zu Wort die Anzahl möglicher Bedeutungen (die Poly-

---

<sup>85</sup> Vgl. WEINRICH 2006, 19.

<sup>86</sup> BREKLE 1974, 54.

<sup>87</sup> Vgl. die Feldbezogene Wortschatzarbeit bei HILBERT 1974, 17-29.

<sup>88</sup> Begriff bei WEINRICH 2006, 46.

semie). Dieser von der Vieldeutigkeit zur Eindeutigkeit laufende Prozess zielt zunächst nicht auf die Frage, was ein sprachliches Zeichen bedeutet, sondern was es nicht bedeutet bzw. aufgrund seiner spezifischen Vernetzung nicht bedeuten kann.

Die Kompatibilität, d.h. die Vernetzbarkeit der sich gegenseitig determinierenden (monosemierenden) sprachlichen Zeichen des ausgangssprachlichen Textes muss dann beim Übersetzen im zielsprachlichen Text reproduziert werden. Die zielsprachlich-intralinguale Kompatibilität der sprachlichen Zeichen begrenzt die Variationsbreite der zielsprachlichen Formulierungsmöglichkeiten.

Beispieltext: Cic. *Lael.* 60

Diligentia est adhibenda in amicitiiis comparandis, ut ne quando amare incipiamus eum, quem aliquando odisse possimus.

1. Sorgfalt ist walten zu lassen, wenn man eine Freundschaft anfangen will, damit wir nicht eines Tages jemanden zu lieben beginnen, den wir irgendwann hasen könnten.
2. Man muss sorgfältig/vorsichtig sein/aufpassen, wenn man Freundschaft schließen/sich verschaffen will/Freunde gewinnen will/bevor man Freundschaft schließt, damit man ...

Weil man von einem lateinisch-deutschen Lexikon (wie dem Georges) eine große Auswahl von Bedeutungsangaben und syntaktisch-semantischen Kollokationen (vielfach auch mit Stellenhinweisen) angeboten bekommt, kann der Satz auch ohne den Kontext – wenigstens provisorisch – verstanden und übersetzt werden. Das liegt u.a. daran, dass man aus den Kernbedeutungen der Wörter einen Kontext konstruiert, der dann durch die Kenntnis des größeren Textzusammenhangs zu korrigieren ist. Man konstruiert automatisch eine Botschaft des Satzes aus individuellen Erfahrungen und Vorstellungen.

Das Textbeispiel aus Ciceros *Laelius De amicitia* 60 wird übrigens in der Schulgrammatik von Rubenbauer/Hofmann/Heine zur Demonstration finaler Adverbialsätze verwendet (§ 235). Das prädikative Gerundivum (*in comparandis amicitiiis*) und das als Prädikatsnomen fungierende Gerundivum (*est adhibenda*) sind für die Bedeutung des Textabschnitts wichtig. Mit dem Gerundivum wird

der Blick auf die Zukunft gerichtet: Man darf in einer bereits bestehenden Freundschaft nicht ständig damit rechnen müssen, dass aus Freunden auch Feinde werden könnten. Man muss vielmehr im Blick auf die Zukunft schon vor Beginn der Freundschaft gut überlegen, mit wem man Freundschaft schließen will.

Ein korrektes und adäquates Übersetzen ist nur möglich, wenn es sich nicht auf einzelne Wörter oder Sätze beschränkt, sondern den jeweiligen Kontext berücksichtigt. Daher ist es unerlässlich, die Bedeutung der Wörter von vornherein in Junkturen bzw. syntaktischen Verbindungen zu erfassen.<sup>89</sup>

Das Lernen von Junkturen ist auch schon deshalb textnäher, weil die Wörter oft gar nicht in ihren Grundformen oder Lexikonformen, sondern flektiert im Text vorkommen. So kann man z.B. bei *fungi* auf die Bedeutungsangaben „verrichten, verwalten“ verzichten und gleich die anschaulicheren Wortverbindungen *officio fungitur* „er tut seine Pflicht“ oder *munere functi sunt* „sie haben ihre Aufgabe erfüllt“ lernen.

Das ist nicht zuletzt auch im Blick auf die Möglichkeit einer Vernetzung mit neusprachlichen Wortschätzen sinnvoll, verdanken doch z.B. viele französische Substantive ihre schriftliche Form nicht dem lateinischen Nominativ, sondern dem Akkusativ Singular: Man lernt z.B. nicht „*pons, pontis* m. – die Brücke“, sondern *milites pontem ligneum in flumine fecerunt* oder *pontem ligneum rupe-*  
*runt*.

Auch das Lernen neuer Vokabeln in Verbindung mit bereits bekannten Wörtern oder vertrauten Vorstellungsinhalten erweist sich erfahrungsgemäß als sinnvoll:

Neue Ideen oder Bezeichnungen oder Vokabeln werden eher im Langzeitgedächtnis gespeichert, je mehr sie einer bereits bestehenden Struktur subsumiert und mit einem bestehen-

---

<sup>89</sup> Viele „Wortkunden“ liefern entsprechendes Material: z. B. Raab-Kessler (Buchner/Lindauer/Oldenburger), aber auch Fink (Langenscheidt) und Hermes-Meusel (Klett); schöne Beispiele auch bei Lindauer (Buchners Verlag), die in blauer Schrift hervorgehoben sind. – Vorzüglich sind die autorspezifischen Wortkunden des Forschungsprojekts „Ökonomie des Lateinunterrichts“ des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst, Wien (H. Gschwandtner, G. Riegler, M.-Th. Schmetterer, M. Schöffberger).



den Schema verbunden werden können; wichtig ist also eine Vernetzung mit bereits Bekanntem.<sup>90</sup>

Auf diese Weise wird ein assoziatives Lernen im Umgang mit dem Wortschatz geübt. Die Vernetzung des Unbekannten mit dem Bekannten veranlasst nicht zuletzt zu einem aktiven Gebrauch der Sprache.

Das Wörterlernen in Wortgruppen oder Junkturen<sup>91</sup> soll aber auch verhindern,

dass der Schüler, wenn man ihm den lateinischen Wortlaut vorhält, prompt die ‚deutsche Bedeutung‘ hersagt. Das ist ein typisches Reiz-Reaktions-Schema, ein ‚bedingter Reflex‘, wie er im Buche steht.<sup>92</sup>

Es wird sich gewiss keine Schülerin und kein Schüler damit zufrieden geben, Vokabeln zu lernen, um dem Abfragenden zu ermöglichen, den „bedingten Reflex“ auszulösen. Aber auch wenn man Vokabeln lernt, um Texte erschließen und übersetzen zu können, wird man sich fragen müssen, ob die Abfragbarkeit der deutschen Wortbedeutungen zweckdienlich ist. Denn

jeder Fachmann kennt massenweise Fälle, wo gut gelernte und jederzeit abrufbare Wortgleichungen dem betreffenden Schüler zum Verständnis einer bestimmten Textstelle nicht geholfen haben ... Zwischen der Gesamtheit der gebüffelten Vokabeln und der Gesamtheit der zum Verstehen nötigen Fähigkeiten besteht offenbar eine Kluft.<sup>93</sup>

Wenn Wörter nicht zum Abfragen, sondern zum Verstehen und Übersetzen von Texten und daher auch aus Texten bzw. Textzusammenhängen (Minimaltexten) gelernt werden, weil sie sich nur in den Junkturen semantisch und syntaktisch gegenseitig determinieren,<sup>94</sup> dann besteht der ausgangssprachliche Wortschatz des Übersetzenden aus einer wachsenden Zahl von Junkturen bzw. Syntagmen, denen adäquate zielsprachliche Junkturen bzw. Syntagmen entsprechen.

---

<sup>90</sup> Vgl. LAHMER 1990, 91–95 sowie DAUM 2016, 40–73 sowie 106 u. 111.

<sup>91</sup> Dazu schon EIKEBOOM 1970, 116–123.

<sup>92</sup> STEINTHAL 1971, 44f.

<sup>93</sup> STEINTHAL 1971, 46. Vgl. THUROW 1971, 5–23 sowie DAUM 2016, 48.

<sup>94</sup> Vgl. SCHMIDT 1968, 68–98.

Das Einprägen von Wortverbindungen sollte allerdings unter bestimmten Gesichtspunkten erfolgen. Auf diese Weise lassen sich verschiedene inner- und außersprachliche Formen der *Vernetzung* nutzen.<sup>95</sup> Beispiele für derartige Gesichtspunkte sind die folgenden Feldtypen: 1. Die Wortfamilie. 2. Das Morphemfeld. 3. Das Wortfeld. 4. Das kollokatorische Feld. 5. Das Sachfeld. 6. Die Formenreihen. 7. Das grammatische Feld. 8. Das syntaktische Feld. 9. Das Klangfeld

Erfahrungsgemäß ist die Wortschatzarbeit unter Berücksichtigung des Sachfeldes (Nr. 5) schon deshalb besonders hilfreich, weil dabei zugleich die Interpretationskompetenz gefördert wird.

An der traurigen Geschichte von Narcissus, dem Urvater des Freudschen „Narzißmus“ (Ov. *met.* 3,339–510), sei dies kurz angedeutet: Wenn man einen für diesen Text passenden Wortschatz zur Verfügung haben will, dann kann man die Wörter zu folgenden Sachfeldern ordnen:

1. **Menschlicher Körper / menschliches Aussehen:** *corpus, forma, lumina, crines, genae, collum, os, ora, brachium, oculi, manus, ossa, vultus, pectus, palma, lacertus, capillus.*
2. **Farben:** *argenteus, eburneus, niveus candor, rubor, marmoreus, roseus, candidus, rubere, purpureus, flavus, color, viridus, croceus, albus.*
3. **Täuschung / Selbsttäuschung / Wahn:** *novitas furoris, decipere, error, nescire, simulacra fugacia, umbra imaginis, fallere.*
4. **Sprechen:** *vox, garrula (Echo), verba reddere, sermo, lingua, loqui, audita verba reportare, sonus, verba remittere, respondere, clamare, dicere, verba recipere, alterna vox, referre, sonitum reddere.*
5. **Sinneswahrnehmungen:** *audire, videre, respicere, spectare, lumen.*
6. **Gefühle:** *stupere, libens, amor, amare, dolor, dolere, cura, studium, sitis, cupere, spes, adstupere, petere, uri, spes, lacrimare, sentire, rogare, adspicere, plangere . . .*

---

<sup>95</sup> Zum Problem einer sinnvollen Ordnung der Wörter vgl. UNTERMANN / WÜL-

Man könnte die Wörter dieser Sachfelder auch im Voraus lernen lassen und dann am Text nachprüfen, ob die Verfügbarkeit der Sachfelder die Übersetzungskompetenz erhöht.

Inwieweit sich der Übersetzer darüber hinaus noch mit dem psychopathologischen Phänomen des „Narzismus“ befassen sollte, sei dahingestellt. Diese Frage berührt das Problem des sachlichen Horizonts, über den der Übersetzer verfügen sollte. Denn eine adäquate Übersetzung wird ohne einschlägige Sachkenntnisse nicht gelingen.

**Exkurs:** Neuerdings wird behauptet, dass gerade besonders prominente und erfolgreiche Menschen unter einer „ernsthaften narzisstischen Persönlichkeitsstörung“ leiden: Diese Menschen verfügten über ein geringes Selbstwertgefühl und lehnten sich selbst ab, versuchten dies jedoch durch übertriebenes Selbstbewusstsein nach außen zu kaschieren. Die sogenannten Narzissten überschätzten dabei deutlich ihre Fähigkeiten,

sind aber der Meinung, dass ihre Mitmenschen sie genauso sehen, wie sie sich selbst sehen. Um ihr Ansehen zu steigern, bauen sie nicht selten Lügenkonstrukte auf. Bei Misserfolgen fühlen sie sich erniedrigt und wertlos und können mit Kritik schwer umgehen. ...<sup>96</sup>

In der Antike wurde das abnorme Verhalten des seltsamen Jünglings Narcissus noch nicht als Krankheit diagnostiziert. Aber vielleicht kann seine traurige Geschichte eine therapeutische Wirkung auf den modernen Narzissten ausüben. Hier stellt sich allerdings die Frage, ob und – wenn ja – inwieweit der moderne Narzissmus als eine Krankheit unserer Zeit wirklich den Narcissus des antiken Mythos benötigt, um verstanden zu werden. Anscheinend spielt dieser in der aktuellen Verwendung des Begriffs Narzissmus eine deutlich geringere Rolle als etwa in Sigmund Freuds Abhandlung „Zur Einführung des Narzißmus“.<sup>97</sup>

---

FING. Vgl. auch schon HERMES 1967. – Für die feldbezogene Wortschatzarbeit: HILBERT 1974.

<sup>96</sup> *Die Zeit* 14.08.2013, S. 20.

<sup>97</sup> Ges. Werke. Bd. 10, Frankfurt 1914.

Ovids Erzählung des Mythos veranschaulicht ein anderes „Krankheitsbild“, das man als Kommunikationsunfähigkeit bezeichnen kann: Narcissus verdankt schon seine Existenz einer Vergewaltigung, die *per se* kein kommunikativer Akt ist. Die Prophezeiung des Tiresias bleibt zunächst unverstanden. Der Seher ist nicht bereit, seinen Spruch zu erläutern. Die Attraktivität des Jünglings weckt ein sprachloses Begehren, das ohne Begründung zurückgewiesen wird. Der Dichter erwähnt lediglich die Überheblichkeit und eine kommunikationsfeindliche Arroganz des Narcissus. Echo ist dazu verurteilt, unverstanden zu bleiben. Das Spiegelbild im Wasser ist die wohl extremste Form der Kommunikationsverweigerung. Denn es lässt nicht einmal das Selbstgespräch zu. Die visuelle Kommunikation mit dem eigenen Spiegelbild misslingt. Von Narcissus bleibt am Ende nicht mehr als von Echo. Die Narzisse soll vielleicht an die Schönheit erinnern, die ihm zum Verhängnis wurde.

Der Narcissus der Metamorphosen ist demnach kein Narziss im heutigen (psychoanalytischen oder gesellschaftspolitischen) Sinne des Wortes. Er ist nicht von einer unstillbaren egoistischen oder egozentrischen Selbstliebe erfüllt. Die narzisstische Aggressivität, wie sie u. a. im modernen Cybermobbing, aber auch schon in manchem Catullgedicht zum Ausdruck kommt, lässt der Narcissus des Ovid nicht erkennen. Das Spiegelbild, das er liebt, ist für ihn die andere Person, nach der er vielleicht immer nur gesucht hat und an der er zugrunde geht, weil es sie gar nicht gibt.

Weil sie einen perspektivenreichen Umgang mit den Wörtern veranschaulichen, bei dem die Schwerpunkte der Wortschatzarbeit immer wieder einmal zu wechseln und jeweils neue Verfahrensweisen zu erproben sind, seien auch die anderen Feldtypen kurz erläutert.<sup>98</sup>

1. *Die Wortfamilie*: Wenn man Wörter mit demselben Stamm im Kontext ihrer Wortfamilien lernt, erwirbt man anhand eines *Zentralwortes* einen Vorstellungsinhalt, durch den ande-

---

<sup>98</sup> Als ein bemerkenswertes Beispiel für die feldbezogene Wortschatzarbeit sei das „*Verbum Latinum*“ Lateinische Wortkunde nach Wortfeldern und Sinn-

re Wörter derselben Familie miteinander vernetzt sind. Hat man z.B. *cupere* gelernt, so kann man *cupidus* und *cupiditas* in ihrer potentiellen Bedeutung erschließen. Man muss allerdings die morphologischen Elemente (z.B. Suffixe) kennen, die dem Wort eine bestimmte semantische Position in der Wortfamilie zuweisen. Das Suffix *-idus* bezeichnet eine dauernde Eigenschaft: *cup-idus* bedeutet daher „gierig (auf)“, „süchtig (nach)“. Mit Hilfe des Suffix *-itas* wird diese Eigenschaft substantiviert. Denn die von Adjektiven abgeleitete Substantive auf *-(i)tas* (*cup-id-itas* von *cup-idus*) behalten die Bedeutung des Adjektivs: *cup-idus* „gierig“ und *cup-id-itas* „Gier“. Die Suffixe verdienen dann besondere Aufmerksamkeit, wenn man eine intersprachlich vernetzte Wortschatzarbeit anstrebt.<sup>99</sup>

2. *Das Morphemfeld*: Wörter mit demselben Suffix haben unabhängig von ihrer Wortfamilie dieselbe Bedeutungsrichtung. So bilden z.B. die Adjektive *cup-idus*, *tim-idus*, *horr-idus*, *rap-idus*, *val-idus*, *splend-idus*, *luc-idus* usw. ein Morphemfeld. Das Gemeinsame des Morphemfeldes *-idus* ist die „dauernde Eigenschaft (eines Lebewesens)“. Die Wörter auf *-idus* – das ist eine weitere Gemeinsamkeit – sind von Verben abgeleitete Adjektive, die ihre verbale Herkunft noch zu erkennen geben. Die Kenntnis der Suffix-Bedeutungen bereichert den Wortschatz und ist bei der Texterschließung eine wertvolle Hilfe, weil sie auch bei unbekanntem Wörtern nicht nur eine rasche Bestimmung der Wortart ermöglicht, sondern auch die Bedeutungsrichtung erkennen lässt. Die Wortschatzarbeit sollte daher vor allem auch die Kenntnis der Wortbildungsregeln vermitteln und festigen.<sup>100</sup>

---

gruppen geordnet“ von Karl KLAUS / Hans KLINGELHÖFER, Düsseldorf <sup>2</sup>1956, genannt.

<sup>99</sup> Anregungen dazu bei Michael Mader und Joanna Siemer: Lateinische Wortkunde für Alt- und Neusprachlicher, Stuttgart <sup>3</sup>2005. Vgl. auch DAUM 2016, 19, 62, 94 u. 110f.

<sup>100</sup> Eine hilfreiche Suffix-Lehre ist in der Wortkunde von Raab-Kessler enthalten (S. 226–241). Hier sind etwa 50 Suffixe aufgeführt, erläutert und mit Beispielen veranschaulicht. Beigefügte Übungsaufgaben fordern zur morphemfeldbezogenen Wortschatzarbeit auf. Vgl. auch die Wortkunde von Josef Lin-

3. *Das Wortfeld*: Der Begriff wird von der Sprachwissenschaft nicht einheitlich definiert. Für die Wortschatzarbeit sollte man in einem Wortfeld eine Gruppe von Wörtern sehen, die man als bedeutungsgleich oder bedeutungsähnlich bezeichnen kann (z.B. *amor – caritas – cupiditas, necare – trucidare – occidere – interficere, mori – exire – interire – abire*). Es versteht sich von selbst, dass man im Rahmen einer wortfeldbezogenen Wortschatzarbeit auch noch andere Bezüge herstellen kann. So lassen sich z.B. Wortfelder mit entgegengesetzter Bedeutung zusammenstellen (z.B. „Freude“ und „Schmerz“), und innerhalb der Wortfelder können die Wörter außerdem noch nach Wortarten geordnet werden (z.B. *gaudium – dolor, laetus – tristis, iucundus – molestus, ridere – flere, gaudere – dolere*).<sup>101</sup>
4. *Das kollokatorische Feld*: Auf dem kollokatorischen Feld gehen Wörter bestimmte Verbindungen ein und gewinnen dadurch eine genauer erkennbare Bedeutung, die mitunter nicht mehr viel mit der so genannten „Grundbedeutung“ zu tun hat. So kann z.B. *ducere* im Sachfeld „Überlegungen und Entschlüsse“ (zusammen mit *deliberare, considerare, cogitare, iudicare*) mit „führen; auch: halten (für)“ angegeben werden. Unter der Rubrik „bewegen; setzen, stellen, legen“ (zusammen mit *movere, pellere, mittere* usw.) heißt *ducere* „führen, ziehen“, und unter der Überschrift „Truppen, Lager, Führung“ (zusammen mit *copiae, miles, auxilium, castra*) ist *ducere* ebenfalls die Bedeutung „führen, ziehen“ zugewiesen. In einem lateinisch-deutschen Wörterbuch sind je nach Umfang des Werkes zahlreiche Kollokationen aufgelistet, die insgesamt ein sehr differenziertes Kollokationsfeld bilden: *carros ducere* „ziehend fortbewegen“, *sortes d.* „aus der Urne ziehen“, *verba d.* „hervorstammeln“, *aëra spiritu d.* „einatmen“, *somnos d.* „Schlaf genießen“, *arcum d.* „spannen“, *colorem d.* „sich färben“, *animos d.* „anziehen, anlocken“ u.v.m. Die im Lexikon verzeichneten kollokatorischen Felder bieten dem Übersetzer

---

dauer (S. 141–146) mit einer Sammlung einschlägiger Übungsaufgaben und einer Übersicht über die Bedeutung der Suffixe. Eine gute Übersicht bietet auch der Klett-Grundwortschatz (S. 211–213).

<sup>101</sup> Vgl. DAUM 2016, 59, 85–92 u. 110f.

wertvolle Anregungen zur Lösung zielsprachlicher Formulierungsprobleme. Denn oft genug hat man keine geeignete zielsprachliche Formulierung zur Verfügung, obwohl man den ausgangssprachlichen Text verstanden zu haben meint.<sup>102</sup>

5. *Das Sachfeld*: Dieser Begriff bezeichnet eine außersprachliche Wirklichkeit, auf die sich bestimmte Wörter beziehen; die Wörter eines Sachfeldes sind aufgrund ihres gemeinsamen sachlichen Bezugspunktes miteinander semantisch verknüpft. Die Identifizierung und Abgrenzung von Sachfeldern ist nicht nur eine Möglichkeit textbezogener Wortschatzpflege, sondern zugleich ein Interpretationsakt. Wenn man z. B. das Sachfeld „Land und Meer“ im zweiten Kapitel der *Germania* des Tacitus ins Auge fasst, wird man erkennen, wie der Autor Germanien charakterisiert und welche Empfindungen diese Charakterisierung bei seinen römischen Lesern auslösen muss:

(*Germania* 2,1) Ipsos Germanos indigenas crediderim minimeque aliarum gentium adventibus et hospitibus mixtos, quia nec terra olim, sed classibus advehebantur qui mutare sedes quaerebant, et immensus ultra utque sic dixerim adversus Oceanus raris ab orbe nostro navibus aditur. Quis porro, praeter periculum horridi et ignoti maris, Asia aut Africa aut Italia relicta Germaniam peteret, informem terris, asperam caelo, tristem cultu adspectuque, nisi si patria sit?

(2,2) Celebrant carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriae et annalium genus est, Tuistonem deum terra editum. Ei filium Mannum, originem gentis conditoremque, Manno tris filios adsignant, e quorum nominibus proximi Oceano Ingaevones, medii Herminones, ceteri Istaevones vocentur. Quidam, ut in licentia vetustatis, pluris deo ortos plurisque gentis appellationes, Marsos Gambrivios Suebos Vandilios adfirmant, eaque vera et antiqua nomina.

(2,3) Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum, quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint: ita

---

<sup>102</sup> Vgl. Daum 2016, 38–40, 59–60 u. 99–102.

nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis, invento nomine Germani vocarentur.

Der *oceanus* ist *immensus* und *adversus*, das Meer *horridum* und *ignotum*, das Land *informis*, *asper* und *tristis*. Selbstverständlich können diese Adjektive in anderen Texten auf andere Sachfelder verweisen. In dem zitierten Text fällt übrigens auch das Sachfeld „Zeitbestimmungen“ auf: Gegenwart und Vergangenheit werden mit folgenden Wörtern gegenübergestellt: *recens*, *nuper*, *nunc*, *mox* (Gegenwart), *antiquus*, *memoria*, *annales*, *origo*, *conditor*, *vetustas*, *licentia vetustatis*, *tunc*, *primum* (Vergangenheit). Schon an der Zahl der Wörter wird erkennbar, dass Tacitus den Leser vor allem auf die Vergangenheit hinweisen will, um sie mit den Verhältnissen der Gegenwart zu konfrontieren.

Bei der Ermittlung oder Beschreibung von Sachfeldern kann es hilfreich sein, ein ausgangssprachliches Leitwort zu finden, das auf die „Sache“ oder den Vorstellungsinhalt hinweist. So ist z.B. *multitudo* das Leitwort für die Gruppe *multi*, *pauci*, *singuli*, *complures*, *plerique*, *ceteri*, *cuncti*, *nemo*, *nullus*, *unus*, *aliquot* usw. Dem Leitwort *causa* könnte man Wörter zuordnen, die etwas mit „Begründen“ zu tun haben: *ratio* (Beweggrund), *cur*, *quamobrem*, *propter*, *propterea*, *nam*, *enim*, *quod*, *quia*, *quoniam*, *cum* (m. Konj.) ...

6. *Die Formenreihen*: Auf dem Gebiet der Formenlehre stellen die Formenreihen einen eigenen Feldtyp dar, der auch zum Lernen und Behalten von Wortbedeutungen zu nutzen ist. So kann man z.B. beim Konjugieren und Deklinieren ständig wechselnde Verben und Nomina verwenden, um den Wortschatz zu festigen: *lego*, *dicis*, *sentit*, *videmus*, *cernitis*, *intelligunt* ... *dens*, *montis*, *fonti*, *pontem*, *fronte* ... Dass man nicht beliebige Verben oder Nomina miteinander kombiniert, versteht sich von selbst, wenn man nicht nur Formen üben, sondern auch das Einprägen von Wortbedeutungen fördern will. Zu diesem Zweck stellt man z.B. Wörter desselben Sachfeldes



(z.B. „Sinneswahrnehmung und Erkenntnis“) zusammen, um sie konjugieren bzw. deklinieren zu lassen.

Beim Konjugieren und Deklinieren sind die morphologischen Zeichen in einem Paradigma miteinander vernetzt. Diese mitunter unterschätzte und abgelehnte Übung ist aber vor allem deshalb lernintensiv, weil sie das Verfahren der Vernetzung auf unkomplizierte Weise dauerhaft nutzt.

7. *Das grammatische Feld*: Scheinbar kunstlose Flexionsketten können einen tieferen Sinn haben und die Kombination von Wortschatzarbeit und Grammatiktraining durch Vernetzung mit inhaltlich anspruchsvollen Aussagen legitimieren. Die Bedeutung des Verbs *īre* und seiner Formen im Futur I stellen in der Reihe *ībimus, ībitis, ībunt* ein bedeutungsschweres *Memento mori* dar.<sup>103</sup>

Ein ebenso tiefsinniges Spiel mit den Flexionsformen ist die Verbindung *ignōrāmus, ignōrābimus* über die Grenzen der Naturerkenntnis.<sup>104</sup> Die flexionsändernde Wortwiederholung sowie die etymologisierende Stammwiederholung, die *derivatio*, wird von Dichtern und Prosautoren gern praktiziert.<sup>105</sup> Nur einige Beispiele seien genannt: *ut tum ad senem senex de senectūte, sic in hōc librō ad amīcum amīcissimus dē amīcitiā scrīpsī* (Cic. *Lael.* 5); *illum absēns absentem auditque videtque* (Verg. *Aen.* 4,83); *oppetere ingentem atque ingentī vulnere victum* (Verg. *Aen.* 12,640). Auch Verbindungen wie *vōce vocāns* (*Aen.* 6,247) und *īre iter* (*georg.* 4,108) kann man so lernen und wiederholen. Eine andere Möglichkeit der Vernetzung bietet die erste Strophe des Horaz-Carmen 1,16):

Du, verglichen mit der Mutter, der schönen, Tochter,  
noch schöneren, welches den schmähenden auch immer  
du wollen willst, Ende wirst Du bereiten den Iamben  
sei es im Feuer sei es im Meer (wie es dir) gefällt, dem  
adriatischen.

ō mātre pulchrā filia pulchrior,  
quem crīminōsīs cumque volēs modum

<sup>103</sup> Vgl. BARTELS 1981, 204.

<sup>104</sup> BARTELS 1992, 91.

<sup>105</sup> LAUSBERG 1973, 328.

pōnēs iambīs. Sive flammā  
sive marī libet Hadriānō.<sup>106</sup>

Die Version der Strophe ist übrigens wieder ein Beispiel dafür, wie schwierig es ist, die Reihenfolge der Wörter in der Zielsprache angemessen wiederzugeben. Als Übersetzung ist diese Aneinanderreihung der Wörter nicht akzeptabel, aber als Versuch einer Wiedergabe der Gedanken- oder Bilderfolge. Hier geht es wiederum nicht um ein „Wort-für-Wort-Übersetzen“, sondern um das Wort-für-Wort-Verstehen: „Ach, deine Mutter ist schön, aber Du, ihre Tochter, bist noch schöner ...“ Wenn man diese Gedankenfolge einhält, entsteht plötzlich ein Bild des sprechenden Spiegel der bösen Stiefmutter im Märchen von Schneewittchen und den sieben Zwergen: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die schönste im ganzen Land?“ – „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, aber Schneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr.“

Wen Horaz mit der schönen Tochter einer schönen Mutter meint, ist nicht bekannt. Aber er bittet sie auf jeden Fall darum, seine Iamben (Spottverse) zu vernichten. Unklar ist auch, ob diese Palinodie (der Widerruf) an die Schöne selbst oder an deren Mutter gerichtet ist. Aber wenigstens erfasst man mit den Vokabeln zugleich den *Ablativus comparationis* und den Komparativ.

Wer Bias (Cic. *parad.* 1,8) *omnia mea mēcum portō* nachspricht, erinnert sich auch an den Unterschied zwischen Possessiv- und Personalpronomina. Oder mit *prōdenda, quia prōdita* wird nicht nur *prōdere* wiederholt, sondern auch die *-nd*-Formen und das P.P.P. – von dem Appell, den diese drei Wörter in unnachahmlicher Prägnanz beinhalten, ganz zu schweigen: Dass man die Dinge, die uns (von unseren Vorfahren) überliefert sind, (an die Nachkommen) weitergeben muss, einfach weil sie überliefert sind (*quia prōdita*).

---

<sup>106</sup> Die Kennzeichnung der lang gemessenen Silben soll hier das Lesen der Verse unterstützen. Auch bei den einzuprägenden Wörtern, Formen und Junktoren sollten die langen Silben gekennzeichnet und konsequent berücksichtigt werden.

Weitere – leicht zu findende – Beispiele auf diesem Feld der Wortschatzarbeit zeigen, wie Formenlehre, Syntax, Semantik und Lexik ineinander greifen, miteinander vernetzt sind und dadurch beste Voraussetzungen für das Behalten des Gelernten bieten.<sup>107</sup>

Auch die individuelle, oft auch unbewusste Vernetzung mit eigenen Erfahrungen und Vorstellungen trägt dazu bei, dass der Lernende das Gelernte weniger leicht vergisst.

8. *Das syntaktische Feld*: Die Verknüpfung von neuen und schon gelernten Vokabeln ist auch auf Feldern möglich, die ausschließlich syntaktisch begründet sind. Beispiele: *ūtor, fruor, fungor, potior, vescor, nītor* stimmen darin überein, dass sie mit einem Ablativ als Objekt verbunden werden. – Die Adjektive *cupidus, perītus, memor, particeps, potēns, plēnus* bilden ein syntaktisches Feld, weil sie mit einem Genitiv konstruiert werden. – Entsprechendes gilt für *dīgnus, indīgnus, contentus, assuētus, cōnfīsus* und *frētus* mit dem Ablativ. – Die unpersönlichen Verben *me piget, pudet, paenitet, taedet* sowie *miseret alicuius rei* stimmen darin überein, dass sie ein „Subjekt“ im Genitiv haben.

Auf der Ebene des syntaktischen Feldes kann man ebenso wie auf der Ebene des grammatischen (morphologischen) Feldes eine mehr oder weniger intensive Wortschatzarbeit betreiben. Diese Möglichkeit sollte man nutzen, zumal die grammatisch-syntaktischen „Merkverse“ mitunter lebenslang im Gedächtnis verankert bleiben. Das gilt nicht nur für *ūnus, sōlus, tōtus, ullus, uter, alter, neuter, nūllus* und *uterque* haben alle *-īus* in dem zweiten Falle und im Dativ enden sie wie *alius* mit langem *-ī*.“

9. *Das Klangfeld*: Wie schon an einigen Beispielen für grammatische und syntaktische Felder erkennbar war, wird das Lernen und Behalten von Wörtern und Wortverbindungen auch klanglich bzw. rhythmisch unterstützt.

---

<sup>107</sup> Vgl. DAUM 2016, 67–73 u. 108.

Beispiele für Klangfelder:

- (a) **Alliteration**: *vī victa vīs – manū et mente – casūs Casandra canēbat – virī vincunt vim virtūte – vēra via vitae vērītās – fortēs Fortūna adiuvat – in vīnō vēritās*.
- (b) **Paronomasie (anonomatio)**: Die Wortfolge *amantēs amentēs* oder *amēns amānsque* (Plaut. *Merc.* 82) wird aufgrund der Paronomasie leichter eingeprägt und behalten. Cicero (*Lael.* 64) zitiert den Satz des Ennius: *Amīcus certus in rē incertā cernitur*. Eine einprägsame Paronomasie ist auch das mittelalterliche *contrā vim mortis nōn est medicāmen in hortīs*. Und wer die Formel des Augsburger Religionsfriedens von 1555 einmal gehört hat, wird sie nicht mehr vergessen: *cuius regiō, eius religiō*. – Was in der literarischen Rhetorik als Paronomasie eine beabsichtigte Klangwirkung hat, kann dem Lernenden mitunter auch Schwierigkeiten bereiten. Denn viele Fehler entstehen gerade dadurch, dass man ähnlich klingende Wörter oder Formen miteinander verwechselt. Dazu gehören nicht nur *virī* und *virēs*, *aetās* und *aestās*, *altus* und *alter*, *parāre* und *parēre*, *ars* und *arx*, *auris* und *aurum*, *audīre* und *audēre*, *carēre* und *cavēre*, sondern noch sehr viele andere ähnlich klingende Wörterpaare oder Wortgruppen.<sup>108</sup>
- (c) **Wiederholung von Wörtern**: Hier ist zu unterscheiden zwischen einer Wiederholung desselben Wortes in derselben oder einer anderen Form und der Wiederholung eines scheinbar gleichen Wortes. Beispiele: *Bene vīxit, quī bene latuit* (nach Ov. *trist.* 3,4,25); *bis dat, quī citō dat* (Publ. *Syr. sent.* 1,6); *duō cum faciunt idem, nōn est idem* (vgl. Ter. *Ad.* 821ff.). In diesen Zusammenhang gehört auch die scheinbare Wortwiederholung: z.B. *Cur eam rem tam studiōsē cūrās, quae tibi multās dabit cūrās? Veniam ad vōs, sī mihi senātus det vēniam* (Auctor ad Her. 4,14,21).

---

<sup>108</sup> Vgl. auch das „fehler abc“ von Antje HELLWIG und Wolfgang BIETZ, Stutt-

Unter dem Blickwinkel der Semantik handelt es sich bei *curas* und *curas* um das Phänomen der Homonymie, d.h. um die Kombination von Wörtern, deren Laut- und Schriftbild bei unterschiedlicher Bedeutung übereinstimmen. Für die Wortschatzarbeit kann dieses Phänomen ebenso genutzt werden wie das Phänomen der Homographie, d.h. die Verknüpfung von Wörtern, die nur im Schriftbild übereinstimmen: *veniam* und *vēniam*; *latus* – *lātus*; *novī* – *nōvī*; *ducentī* – *dūcentī*; *lēgis* – *legis* usw. Dass die Beachtung der Silbenquantitäten nicht nur bei diesen Beispielen, sondern auch bei der Wortschatzarbeit insgesamt notwendig ist, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Denn die Beachtung der Quantitäten, der Prosodie, hilft nicht nur dabei, den Klang der Sprache nicht völlig zu vernachlässigen. Sie hilft auch vielfach bei der Texterschließung.

Alle hier vorgeschlagenen Möglichkeiten der Wortschatzarbeit können miteinander kombiniert werden. Denn die Feldtypen „Wortfamilie“ und „Morphemfeld“ verbinden Wortbildungslehre und Bedeutungslehre. Das „Wortfeld“ verbindet Semantik mit Syntax und Morphologie. Auf dem „kollokatorischen Feld“ stehen Semantik und Syntax miteinander in Verbindung. Das „Sachfeld“ gibt Einblicke in textgrammatische und textpragmatische Bedingungen der Wortbedeutung. Dadurch wird Wortschatzarbeit zum Hilfsmittel der Textinterpretation. Der Feldtyp „Formenreihen“ vernetzt die Festigung morphologischer Kenntnisse mit dem Wortschatzerwerb, wenn die Formen in der angedeuteten Weise geübt werden. Hinzu kommt, dass Formen in bestimmten Konstellationen zu bedeutungsvollen Sätzen verknüpft werden können. Auch das Lernen von Merkwörtern oder -sätzen<sup>109</sup> auf dem „grammatischen Feld“ kann in den Dienst der Wortschatzpflege gestellt werden. Das „syntaktische Feld“ ermöglicht die Vernetzung von Wortschatzarbeit und grammatischem Training auf den Ebenen der Syntax. Bei der Wortschatzarbeit auf unterschiedlichen „Klangfeldern“ wer-

---

gart (Klett) 1981, wo auch Übungen genannt werden, mit denen die durch „Paronomasie“ entstehenden Fehler auszuschalten.

<sup>109</sup> Vgl. auch das *AU*-Heft 34.6 (1991) zum Thema „Ars memorandi“.

den Übungen auf den Gebieten der Syntax, Semantik, Morphologie, literarischen Rhetorik und Textpragmatik so miteinander vernetzt, dass die spezifischen Eigenschaften der Ausgangssprache erkennbar werden, die sich der Übersetzung in die Zielsprache zu entziehen scheinen.

Mit den skizzierten Übungen sind die Möglichkeiten einer abwechslungsreichen Wortschatzarbeit nicht annähernd ausgeschöpft, und der Übersetzer tut gut daran, auf dem so wichtigen Gebiet der Wortschatzarbeit weiter zu experimentieren.

## 8 Einige Übersetzungspraktische Empfehlungen

Um einen Mittelweg zwischen Übersetzungspessimismus und Übersetzungsoptimismus einschlagen zu können, sollte man sich zunächst fragen, was übersetzbar und darum auch zu übersetzen ist.

Es gibt anscheinend Sprachgrenzen überschreitende Regeln, Kategorien, Begriffe, Anschauungsformen, Denkfiguren usw. Dazu gehören bestimmte Satzrelationen wie Agens-Patiens, Zeit, Modus, Aspekt, illokutionäre Akte wie Aussagen, Fragen, Befehle, Wünsche, Formen der Anrede, Numeri, Genera usw. Dafür stehen bestimmte Formmöglichkeiten (sprachliche Zeichen, Morphemverknüpfungen, Wortstellung, prosodische Merkmale) zur Verfügung, die in den verschiedenen Sprachen (an der sprachlichen Oberfläche) unterschiedlich kombiniert werden.<sup>110</sup>

Intersprachliche Gemeinsamkeiten, die an der sprachlichen Oberfläche unterschiedlich realisiert werden, sind z.B. auch Affirmation und Negation, Möglichkeit und Wirklichkeit, Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit, Interjektionen, Unterscheidung von Wortarten, Zahlwörter, Adverbien und ihre Kombinationsmöglichkeiten, Komparation, Wortbildung durch Zusammensetzung mehrerer Wörter, Neigung zu metaphorischen Aussagen, zu Bildhaftigkeit, Unterscheidung langer und kurzer Vokale, Verwendung rhetorischer Mittel. ... Diese Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten machen das Übersetzen grundsätzlich möglich.

Im Lateinischen und Deutschen gibt es mehrere Möglichkeiten, um z.B. den Zweck einer Handlung mitzuteilen.<sup>111</sup> Der Übersetzer ermittelt die ausgangssprachlich realisierte Möglichkeit. Dann trifft er aus den ihm verfügbaren zielsprachlichen Möglichkeiten

---

<sup>110</sup> Vgl. BURGSCHMIDT / GÖTZ 1974, 182.

<sup>111</sup> Vgl. KIENPOINTNER 2010.

eine Auswahl, um eine approximative Äquivalenz zwischen Ausgangssprache und Zielsprache zu erreichen:

Sorgfalt ist walten zu lassen, wenn man eine Freundschaft anfangen will, damit wir nicht eines Tages jemanden zu lieben beginnen, den wir irgendwann hassen könnten.

Diligentia est adhibenda in amicitias comparandis, ut ne quando amare incipiamus eum, quem aliquando odisse possimus (Cic. *Lael.* 60).

Hier sind selbstverständlich mehrere Übersetzungen möglich, ohne dass die Invarianz auf der Inhaltsebene angetastet wird. Die Übersetzung muss jedoch mindestens die folgenden interlingual vermittelbaren Gegebenheiten des Ausgangssprachlichen Textes erkennen lassen: die Notwendigkeit der *diligentia* (mit der *nd*-Form), die Zweckbestimmung des Handelns (*ut*-Satz als finaler Adverbialsatz), die Allgemeingültigkeit der Aussage (Fehlen eines *Dativus auctoris* und die Verwendung der 1. Person Plural).

Einen größeren Spielraum hat der Übersetzer auf der semantischen Ebene bei der Auswahl der Zielsprachlichen Wörter für *diligentia*, *amicitia*, *amare*, *odisse* ... Bei seinen Entscheidungen wird der Übersetzer nicht nur vom Ausgangssprachlichen Kontext gesteuert, sondern auch von seinen persönlichen Erfahrungen beeinflusst. Vielleicht erinnert ihn das Begriffspaar *amare* und *odisse* auch an Catulls berühmtes *Carmen* 85: *Odi et amo*. Auf jeden Fall aber müssen die identifizierten Invariablen (Notwendigkeit der *diligentia*, Zweckbestimmung des Handelns, Anspruch auf Allgemeingültigkeit der Aussage) berücksichtigt werden. Das sind die Grenzen des Formulierungsspielraums. Für die Praxis ergibt sich daraus die Forderung, *vor der Übersetzung zu ermitteln, was unbedingt berücksichtigt und übersetzt werden muss und dann erst zu fragen, wie dies in der Zielsprache zu formulieren ist.*

Die Antwort auf die Frage nach dem „Was“ gibt die Textinterpretation, die im Idealfall ermittelt, was der Autor meint. Aber wer die Frage nach dem „Was“ stellt, weiß von vornherein, dass der Ausgangssprachliche Text nicht vollständig übersetzbar ist. Wäre dies der Fall, dann würde der Text nicht *übersetzt*, sondern *ersetzt*. Weil



immer ein unübersetzter Rest bleibt, sind auch immer wieder neue Übersetzungsversuche möglich und nötig.

Im Blick auf die Praxis des Übersetzens empfiehlt es sich, einige elementare Regeln für das Verstehen und Übersetzen zu berücksichtigen:

1. Den Verstehensablauf im Sinne des *Wort-für-Wort-Verstehens* vom Satzanfang ausgehend nachzeichnen (Prinzip der Wortfolge).<sup>112</sup>
2. Sprachliche Signale vorausschauend („pro-spektiv“) aufnehmen und den schnellen Blick auf das Prädikat wagen („gezielte Vorausschau“).
3. Wort für Wort und in kleinen Schritten (3–4 Wörter) vorgehen. Jeder Schritt bestimmt / determiniert den nächsten: „Sukzessive Determinierung“ beachten.
4. Sinneinheiten (Kola, Kollokationen) erfassen und Sprechpausen finden.<sup>113</sup> Dadurch entstehen „Verstehensinseln“, mit deren Hilfe ein provisorisches Übersetzen „als vorläufige Annäherung“ an den Text möglich ist.<sup>114</sup> Dieses „approximative“ Übersetzen<sup>115</sup> zielt auf kleinere Sinneinheiten (Junktoren), die feste syntaktische Verbindungen darstellen. Dazu gehören zum Beispiel auch schon Präposition + Substantiv, Substantiv + Attribut, Verb + Ergänzung, Abl. Abs., phraseologische Verbindungen oder syntaktische Gruppen, wie sie z.B. in der Lateinischen Phraseologie von Otto Schönberger (Heidelberg <sup>6</sup>2011) zusammengestellt sind. Seit langem wird darauf hingewiesen,<sup>116</sup> dass diese syntaktisch und semantisch in sich geschlossenen Wortverbindungen oder „Wort-Sinn-Einheiten“ bereits klar umrissene Vorstellungen auslösen, die dem Übersetzen eine Richtung geben.<sup>117</sup> Dabei geht es aber nicht um

---

<sup>112</sup> Vgl. zu den Punkten 1–3 LOHMANN 1968, LOHMANN 1995 u. LOHMANN 2007.

<sup>113</sup> Vgl. THIEMEIER / FRISCH 2015.

<sup>114</sup> EIKEBOOM 1970, 57.

<sup>115</sup> JÄKEL 1966, 81.

<sup>116</sup> Vgl. SCHMIDT 1962.

<sup>117</sup> Vgl. DAUM 2015, 88–89.

jenes schematisierte, starre (im Grenzfall sogar sinnlose) gegenseitige Austausch bestimmter lateinischer gegen bestimmte deutsche Ausdruckselemente.<sup>118</sup>

Die Ermittlung von Verstehensinseln hat den ganzen Text noch nicht im Blick, aber als ein erster Schritt zum Text weckt sie bei aller Vorläufigkeit und Korrekturbedürftigkeit textbezogene Sinnerwartungen.

5. Partizipien provisorisch durch Substantive oder Hauptsätze übersetzen (*his rebus gestis* „nach diesen Vorgängen/ aufgrund dieser Vorgänge/ diese Dinge passierten, und dann ... / und deshalb ...“), um eine voreilige Logisierung zu vermeiden.
6. Nebensätze mit Hauptsätzen (parataktisch) übersetzen (dabei die gegebene logische Abfolge im Auge behalten).
7. Gliederungssignale berücksichtigen (z.B. *alius ... alius; et ... et; aut ... aut; primum ... deinde ... postremo*).
8. Immer *alle* „grammatischen“ Möglichkeiten bereit halten (z.B. *eo*: Form von *ire*, *ablativus comparationis* oder *ablativus causae* des Pronomens, masc. oder neutr. Sg.).
9. Nicht sofort fragen, was ein Wort bedeutet, sondern nur was es bedeuten *kann*: Übersetzungshypothesen bilden!
10. Keine semantische Identität oder Kongruenz erwarten: *res* ist nicht gleich *res*, „Sache“ ist nicht gleich „Sache“! Darum hat Platon die „Ideen“ ins Spiel gebracht!
11. Syntax – vor allem – der Verben beachten (z.B. *uti aliqua re, sequi aliquem*: schon beim Lernen der Vokabeln einprägen).
12. Ausschließen, „was auf keinen Fall geht oder passt“.
13. Verwechslungsmöglichkeiten ausschließen: *bonō suō nitet ≠ bonō suō nītitur* (Abl.); *vītem laudāmus ≠ vītā laudāmus ≠ vitia laudāmus; in vitia ≠ in vīta ≠ in vīte; virtūs in vīte fertilitās ≠ virtūs in vītā fertilitās; virīs ≠ vīribus* (*Mōribus antiquīs rēs stat Rōmāna virīsque*, Cic. *rep.* 5,1); *quid est hominis proprium? Animus et ratiō in animō perfecta ≠ animus et ratiō in animō perfectō*.
14. Kongruenzen (Kasus, Numerus und Genus) verfügbar halten.

---

<sup>118</sup> STEINTHAL 1967, 12.

15. „Beziehungsfehler“ vermeiden, die z.B. durch Nichtbeachtung der Genera verursacht werden. Achtung: Manche Fehler führen zu scheinbar sinnvollen Formulierungen!
16. Stellvertreterrolle der Pro-Formen ermitteln (z.B. bei den Demonstrativpronomina).
17. Auslassungen riskieren (Mut zur Lücke!) und weitergehen, aber immer die Syntax berücksichtigen (Syntax hat hier Vorrang vor Semantik).
18. Bei Unsicherheit „Stellvertreter“ einsetzen, die semantisch offen und unbestimmt bleiben, aber syntaktisch genau zu bestimmen sind (z.B. Abl. mit P.P.P.: *„Passiert ist passiert. Dann ...“* oder Abl. mit P.P.A.: *„Die Sonne geht auf. Dabei ...“*)
19. Übersetzungsformulierungen immer begründen und rechtfertigen: *Reddere rationem*.

Selbstverständlich versucht die Übersetzung stets das vom Autor „Gemeinte“ zu erfassen. Ob es aber auch dem Ausgangssprachlichen Autor überhaupt gelang, das von ihm Gemeinte in eine sprachliche Form zu bringen, die erkennen lässt, was er meint, bleibt in der Schwebel. Der Übersetzer wird in der Regel nur das übersetzen, was er in dem ihm vorliegenden Text als das „Gemeinte“ erkennt und begründen kann. Die Liedzeile *„Ich verstehe, was Du sagst, aber nicht, was Du meinst“* (Roger Cicero) darf ein Übersetzer nicht zitieren wollen.

Aber was der Autor meint, erfasst der Übersetzer nur unvollständig. Umso wichtiger ist es, dass er wenigstens das, was der Autor sagt, in die Übersetzung zu übernehmen versucht. Dass es aber nicht immer gelingt,

ungewöhnliche Metaphern und andere bildliche Ausdrücke, rhythmische und klangliche Effekte, die sogenannten Stilfiguren, zumal Wiederholungsfiguren wie die Anapher, oder Sequenzen von offenkundig parallel gebauten Sätzen: alle diese sei es rhetorischen, sei es poetischen Erscheinungen in strenger Anlehnung an das Original wiederzugeben<sup>119</sup>

darf als sicher gelten.

---

<sup>119</sup> FUHRMANN 1992, 15.

Aber der bereits zitierte Cicero-Text (*Lael.* 60) zeigt, dass die Bedeutung der grammatischen Strukturen (Beispiel: Gerundivum) in der Übersetzung erhalten bleiben muss, weil sie für die Klärung der Intention des Ausgangssprachlichen Autors relevant ist.

Weil im lat.-dt. Sprachenpaar die Grammatik die invarianten Kategorien / die objektiven Äquivalenzkriterien<sup>120</sup> liefert, dürfen z. B. die logischen Beziehungen zwischen den Sätzen des Textes (z. B. Finalität, Kausalität, Konditionalität, Konzessivität) nicht verloren gehen. So ist es praktisch, aber nicht zwingend, einen lateinischen Finalsatz mit *ut* / *ne* mit einem Zielsprachlichen *dass* / *damit*-Satz zu übersetzen usw. Wenn der AcI mit einem *dass*-Satz wiedergegeben wird, sollte der Objekt- / Subjektcharakter des AcI nicht übersehen werden.

Es ist grundsätzlich hilfreich, die lateinischen Gliedsätze als erweiterte Satzglieder (Objekte, Adverbialien, Attribute, Subjekte) zu verstehen und dies auch bei der Übersetzung zu berücksichtigen.

Konjunktivische Relativsätze dürfen nicht als Attributsätze oder als „Relativsätze mit einem Nebensinn“ definiert werden, weil sie dann wahrscheinlich falsch übersetzt werden; sie sind als Final-, Konsekutiv- oder Konzessivsätze zu verstehen und zu übersetzen.

---

<sup>120</sup> Vgl. auch STAMMERJOHANN / JANSSEN 1975, 530f.

## 9 Cicero als Übersetzer

Wenn man sich bei dem prominentesten römischen Übersetzer zum Thema „Übersetzen“ Rat holen möchte, wird man z.B. mit dem Problem der *ambiguitas* konfrontiert. Ambiguität, „Zwei- oder Mehrdeutigkeit“, ist die Eigenschaft sprachlicher Zeichen, die unterschiedliche Deutungen zulassen. Normalerweise vermeidet der Autor eines Textes die Ambiguität. Er will eindeutig sein. Aber wenn der Text in eine andere natürliche Sprache übersetzt werden soll, wird der Übersetzer die ihm mehrdeutig erscheinenden, aber vom Autor als eindeutig gemeinten ausgangssprachlichen Zeichen kontextuell zu disambiguieren versuchen, bevor er sie übersetzt. Diese Disambiguierung verlangt von einem Übersetzer, aus einer Anzahl mehrerer möglicher Interpretationen der sprachlichen Äußerung eine begründete Auswahl zu treffen. Das betrifft nicht nur die ausgangssprachlich orientierte Interpretation, sondern am Ende auch die zielsprachliche Übersetzung, die genauso wie der ausgangssprachliche Text frei von Ambiguität sein muss.

Cicero (*Partitiones oratoriae* 107f.) macht darauf aufmerksam, dass z.B. schriftlich vorliegende Beweise vor Gericht nicht ohne Weiteres Beweiskraft haben, wenn sie Ambiguität aufweisen und unterschiedliche Deutungen zulassen. Schriftlichkeit als solche sei noch kein hinreichendes Beweismittel.

(107) Aber zu den schlagkräftigsten Argumenten (Beweismitteln der Anklage) sind auch diejenigen zu zählen, die (wenn sie) der Verteidigung aus der schriftlichen Fassung eines Gesetzes, eines Testamentes oder aus einer schriftlich vorliegenden Urteilsbegründung, Vereinbarung oder Bürgschaft entgegengesetzt gehalten werden. Aber nicht einmal die schriftliche Form (*hoc genus*) hat in den Fällen Beweiskraft, die bloß auf Mutmaßung / Vermutungen beruhen (vgl. *part.* 33). Denn ein Sachverhalt, der abgestritten wird, kann nicht einfach mit einem Schriftstück bewiesen werden. Durch die Schriftform

allein kommt es nicht einmal zu einer klaren Bestimmung eines Sachverhalts. Denn auch wenn aus dem geschriebenen Text zu entnehmen ist, welche Bedeutung (*vis*) ein Wort hat, ... bildet nicht die schriftliche Form, sondern die Deutung (*interpretatio*) des Wortlauts den Streitpunkt. (108) Wenn aber entweder mehrere außersprachliche Wirklichkeiten (*plura*) aufgrund der Mehrdeutigkeit (*ambiguitas*) eines oder mehrerer Wörter mit dem Geschriebenen bezeichnet werden, sodass es dem Prozessgegner möglich wird, (1) die Bedeutung des geschriebenen Wortes dorthin zu ziehen, wo es ihm nützt und wo er es haben will, oder (2) wenn der Text nicht doppeldeutig formuliert ist, von den Worten den Willen (*voluntas*) und die Meinung (*sententia*) des Verfassers abzulösen oder sich mit einem anderen Dokument, das über denselben Gegenstand das Gegenteil aussagt, zu verteidigen, dann erwächst die Auseinandersetzung (auf der Suche nach der Wahrheit) aus dem Streit um das geschriebene Wort, sodass man in zweideutigen Fällen darüber streitet, was das Wort / der Text vorrangig (*maxime*) bezeichnet, bei einem Streit um das geschriebene Wort und um das Gemeinte (*in scripti sententiaequae contentione*), ist strittig, welcher Auffassung der Richter eher folgen soll, und bei schriftlichen Dokumenten mit widersprüchlichen Aussagen ist zu fragen, welche von beiden eher zu billigen ist (plausibler ist).

(107) Sed in gravissimis firmamentis etiam illa ponenda sunt, si quae ex scripto legis aut testamenti aut verborum ipsius iudicii aut alicuius stipulationis aut cautionis opponuntur defensionis contraria. At ne hoc quidem genus in eas causas incurrit quae coniectura continentur; quod enim factum negatur, id argui non potest scripto. Ne in definitionem quidem venit genere scripti ipsius. Nam etiamsi verbum aliquod de scripto definiendum est, quam vim habeat, ... non scripti genus sed verbi interpretatio controversiam parit. (108) Cum autem aut plura significantur scripto propter verbi aut verborum ambiguitatem, ut liceat ei, qui contra dicat, eo trahere significationem scripti quo expediat ac velit, aut, si ambigue scriptum non sit, vel a verbis voluntatem et sententiam scriptoris abducere vel alio se eadem de re contrarie scripto defendere, tum disceptatio ex scripti contentione existit, ut in ambiguis disceptetur quid maxime significetur,

in scripti sententiaeque contentione, utrum potius sequatur iudex, in contrariis scriptis, utrum magis sit comprobandum.

Diese aus der Erfahrung mit dem Gerichtswesen erwachsenen Überlegungen scheinen auf den ersten Blick noch nichts mit dem Thema „Übersetzen“ zu tun zu haben. Aber das Problem der Ambiguität prozessrelevanter Beweismittel und die Notwendigkeit einer sachgerechten Disambiguierung ist auch für die Übersetzung von großer Bedeutung. Denn wenn der durch Texterschließung und -interpretation disambiguierte Text übersetzt werden soll, muss der zielsprachlich kompetente Übersetzer Formulierungen finden, die ebenfalls weitestgehend disambiguiert sind. Zielsprachliche Ambiguität ist sorgfältig zu vermeiden, wenn nicht eine vom Autor nachweislich gewollte Disambiguität vorliegt.

Cicero hat sich diesem Problem gestellt und vor allem auf der Ebene des Lexikons sehr gewissenhaft gearbeitet. Denn er sah sich immer wieder mit „lexikalischen Lücken“ der lateinischen Zielsprache konfrontiert, wenn er feststellen musste, dass ein Wort der griechischen Ausgangssprache keine Entsprechung im Lateinischen hatte. Anscheinend ist die Füllung lexikalischer Lücken ein allgemeines Problem antiker und später auch moderner Übersetzer. Für diese stellt sich immer wieder die Frage, wie sie z.B. *virtus* oder *honestas*, *dignitas* oder *otium* zu übersetzen haben.

Cicero (*De finibus* 3,15) nennt vier Möglichkeiten, lexikalische Lücken zu schließen: (a) einer bisher unbekanntem Sache eine bisher unbekannte Bezeichnung geben; (b) nicht versuchen, Wort für Wort zu übersetzen, sondern ein gebräuchlicheres synonymes Wort verwenden, falls es vorhanden ist; (c) ein griechisches Wort mit mehreren lateinischen Wörtern wiedergeben (paraphrasieren); (d) ein griechisches Fremdwort benutzen.

... Wenn es nämlich Zenon erlaubt war, nachdem er auf einen ungebräuchlichen Sachverhalt gestoßen war, diesem Sachverhalt auch eine neue Bezeichnung zu geben, warum sollte das dann nicht auch Cato erlaubt sein? Aber es wird dennoch nicht nötig sein, Wort für Wort (*verbum e verbo*) wiederzugeben, wie es sprachlich wenig gewandte Dolmetscher (*interpretes*) zu tun pflegen, obwohl ein gebräuchlicheres Wort

mit derselben Bedeutung zur Verfügung steht. Ich pflege sogar dasselbe, was die Griechen mit einem einzigen Wort ausdrücken, wenn ich es nicht anders kann, mit mehreren Wörtern auszudrücken. Und trotzdem muss es uns meiner Meinung nach auch erlaubt sein, dass wir ein griechisches (Fremd)wort verwenden, wenn uns kein lateinisches Wort zur Verfügung steht, und das sollte nicht nur für Wörter wie *ep-hippia* und *a-crato-phora* („Sättel und Weinflaschen“) gelten, sondern auch für *proëgmena* und *apoproëgmena*, obwohl wir diese Wörter mit <den Übersetzungslehnwörtern> *praeposita* („Bevorzugtes“) und *reiecta* („Zurückgewiesenes“) werden wiedergeben können.“

... Si enim Zenoni licuit, cum rem aliquam invenisset inusitatam, inauditum quoque ei rei nomen inponere, cur non liceat Catoni? nec tamen exprimi verbum e verbo necesse erit, ut interpretes indiserti solent, cum sit verbum, quod idem declaret, magis usitatum. equidem soleo etiam quod uno Graeci, si aliter non possum, idem pluribus verbis exponere. et tamen puto concedi nobis oportere ut Graeco verbo utamur, si quando minus occurret Latinum, ne hoc ephippiis et acratophoris potius quam proëgmenis et apoproëgmenis concedatur; quamquam haec quidem praeposita recte et reiecta dicere licebit. (*fin.* 3,15)

An einer anderen Stelle (*fin.* 3,51–52) übersetzt Cicero die eben genannten griechischen Wörter nicht mehr mit Übersetzungslehnwörtern, sondern mit Bedeutungslehnwörtern, d.h. mit original-lateinischen Wörtern, die die Bedeutung der griechischen Wörter wiedergeben: *proëgmena* (die bevorzugten *Adiaphora*) = *praeposita* = *praecipua* = *promota*; *apoproëgmena* (die abgelehnten *Adiaphora*) = *reiecta* = *remota*.

(51) Man habe genug Grund, einige unter den beachtenswerten Dingen gegenüber anderen vorzuziehen, wie zum Beispiel Gesundheit, gesunde Sinne, Freiheit von Schmerz, Anerkennung, Reichtum und so weiter, einige aber verdienen nicht dieselbe Beachtung. Und dasselbe gelte für die Dinge, die überhaupt keine Beachtung verdienen. Bei ihnen habe man teilweise genug Grund, sie abzulehnen, wie zum Beispiel Schmerz, Krankheit, Verlust der Sinnesorgane, Armut,



Schande und ähnliches, teilweise sei es aber nicht so. Von daher stammen die Begriffe, die Zenon erfand: das Bevorzugte und sein Gegenteil, das Abgelehnte. Er prägte trotz des Reichtums seiner Sprache neue künstliche Begriffe, was uns in unserer nicht so reichen Sprache nicht möglich ist, obwohl du gewöhnlich sagst, dass auch unsere Sprache reicher ist, als man gewöhnlich denkt. Aber es ist durchaus angebracht, damit man die Bedeutung des Wortes (*vis verbi*) *proëgmenon* leichter versteht, Zenons Begründung für diese Wortbildung herauszustellen. (52) Er sagt: Wie nämlich niemand behauptet, an einem Königshof sei der König selbst angesichts seiner Würde sozusagen ein vorgezogenes/bevorzugtes Wesen (denn das bedeutet προηγμένον), sondern nur einer derjenigen, die irgendeine besondere Ehrenstellung haben, deren Rang der Königswürde am nächsten ist und gleich nach dieser kommt, so werden auch im täglichen Leben nicht die Dinge, die an oberster Stelle stehen, sondern nur diejenigen, die den zweiten Rang einnehmen, als προηγμένα, d.h. als vorgezogene (*producta*), bezeichnet. Diese können wir also genauso, d.h. mit einem Fremdwort (*verbum e verbo*) benennen oder als bevorzugte oder zurückgewiesene oder, wie wir es schon seit einiger Zeit gesagt haben, als vorangestellte oder vorzügliche und jene als zurückgewiesene bezeichnen. Wenn nämlich die Sache geklärt ist, dann dürfen wir mit dem Gebrauch der Wörter keine Schwierigkeiten mehr haben.<sup>121</sup>

(51) Quae autem aestimanda essent, eorum in aliis satis esse causae, quam ob rem quibusdam anteponebantur, ut in validine, ut in integritate sensuum, ut in doloris vacuitate, ut gloriae, divitiarum, similium rerum, alia autem non esse eius modi, itemque eorum, quae nulla aestimatione digna essent, partim satis habere causae, quam ob rem reicerentur, ut dolorem, morbum, sensuum amissionem, paupertatem, ignominiam, similia horum, partim non item. hinc est illud exortum, quod Zeno προηγμένον, contraque quod αποπροηγμένον nominavit, cum uteretur in lingua copiosa factis tamen nomi-

<sup>121</sup> Eine Übersetzung kann also gelingen, wenn die Texterschließung und die Interpretation vorausgegangen sind. Diese Auffassung entspricht der modernen didaktischen Position. S. o. Kap. 1 „Das Drei-Phasen-Modell“.

nibus ac novis, quod nobis in hac inopi lingua non conceditur, quamquam tu hanc copiosiore[m] etiam soles dicere. Sed non alienum est, quo facilius vis verbi intellegatur, rationem huius verbi faciendi Zenonis exponere. (52) Ut enim, inquit, nemo dicit in regia regem ipsum quasi productum esse ad dignitatem (id est enim προηγμένον), sed eos, qui in aliquo honore sunt, quorum ordo proxime accedit, ut secundus sit, ad regium principatum, sic in vita non ea, quae primo loco sunt, sed ea, quae secundum locum optinent, προηγμένα, id est producta, nominentur; quae vel ita appellemus – id erit verbum e verbo – vel promota et remota vel, ut dudum diximus, praeposita vel praecipua, et illa reiecta. Re enim intellecta in verborum usu faciles esse debemus. (fin. 3,51–52)

Wie Cicero den stoischen Begriff der ἀδιάφορα versteht, veranschaulicht er im Anschluss daran:

(53) Da aber unserer Ansicht nach jedes wirkliche Gut immer nur den ersten Platz einnimmt, kann nicht wirklich gut oder schlecht sein, was wir als nur „bevorzugt“ (*praepositum*) oder „vorrangig“ (*praecipuum*) bezeichnen. Dieses letztere definieren wir als „indifferent“ (*indifferens*) oder wertfrei. Die Stoiker nennen es folgerichtig „(moralisch) gleichgültig“ (ἀδιάφορον), was ich mit „indifferent“ (*indifferens*) wiedergeben würde. Denn es musste ja auf jeden Fall in der Mitte (*in mediis*) etwas übrig bleiben, das entweder naturgemäß oder naturwidrig war, und weil dies nun einmal übrig blieb, musste man darunter auch etwas finden, das einigermaßen (*satis*) wertvoll war, und daraufhin auch einiges als „bevorzugt“ (*praeposita*) betrachten.

(53) Quoniam autem omne, quod est bonum, primum locum tenere dicimus, necesse est nec bonum esse nec malum hoc, quod praepositum vel praecipuum nominamus. Idque ita definimus, quod sit indifferens cum aestimatione mediocri. Quod enim illi ἀδιάφορον dicunt, id mihi ita occurrit, ut indifferens dicerem. Neque enim illud fieri poterat ullo modo, ut nihil relinqueretur in mediis, quod aut secundum naturam esset aut contra, nec, cum id relinqueretur, nihil in his poni, quod satis aestimabile esset, nec hoc posito non aliqua esse praeposita. (fin. 3,53)

Die Gleichung ἀδιάφορον = *indifferens* ersetzt Cicero an anderen Stellen durch ἀδιάφορα = *media* (z.B. *fin.* 3,39).

Es gibt noch viele andere Hinweise darauf, wie gewissenhaft Cicero die griechische philosophische Terminologie ins Lateinische übersetzt. Seinem Freund Atticus schreibt er am 25. Oktober 44 (*Att.* 15,13,6 = 16,8,6 ed. Kasten):

(6) Ich beschäftige mich hier (in Puteoli) mit Philosophie. (Was soll ich hier denn sonst tun?) Mit meiner Abhandlung Περὶ τοῦ καθήκοντος komme ich sehr gut voran und widme sie meinem Sohn Cicero. Worüber sollte denn ein Vater eher mit seinem Sohn sprechen? Später werde ich dir noch anderes darüber berichten. Was fragst du? Mein Aufenthalt hier, fern von zu Hause, wird also etwas bringen / es wird aus diesem Aufenthalt hier etwas herauskommen.

(6) Nos hic φιλοσοφοῦμεν (quid enim aliud?) et τὰ περὶ τοῦ καθήκοντος magnifice explicamus προσφωνοῦμενque Ciceroni. Qua de re enim potius pater filio? Deinde alia. Quid quaeris? Exstabit opera peregrinationis huius.

In *De finibus* 1,4–6 erklärt Cicero:

(4) Es ist also besonders schwierig, es denen recht zu machen, die behaupten, sie verachteten lateinische Texte. Bei ihnen wundere ich mich vor allem darüber, dass sie in den wichtigsten Angelegenheiten keine Freude an ihrer Muttersprache (*sermo patrius*!!) haben, obwohl sie doch sonst die Wort für Wort aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzten Geschichtchen nicht ungern lesen. ...

(4) Iis igitur est difficilium satisfacere, qui se Latine scripta dicunt contemnere. In quibus hoc primum est, in quo admirer, cur in gravissimis rebus non delectet eos sermo patrius, cum iidem fabellas Latinas ad verbum e Graecis expressas non inviti legant. ...

Etwas später erinnert Cicero daran, dass er nicht als Dolmetscher arbeite.

(6) Was? Wenn ich nun nicht wie ein Dolmetscher arbeite, sondern die Meinungen derjenigen, die ich ernst nehme, angemessen zur Geltung

bringe und meine eigene Meinung und meine eigene Darstellungsweise damit verbinde, was haben sie dann noch für einen Grund, griechische Schriften den Texten vorzuziehen, die durchsichtig und verständlich formuliert und nicht einfach aus dem Griechischen übersetzt sind?

(6) Quid? Si nos non interpretum fungimur munere, sed tuemur ea, quae dicta sunt ab iis quos probamus, eis que nostrum iudicium et nostrum scribendi ordinem adiungimus, quid habent, cur Graeca anteponant iis, quae et splendide dicta sint neque sint conversa de Graecis? (*fin.* 1,6)

Ciceros zielsprachenorientierte Wiedergabe griechischer Texte lässt auch hier wieder ihren Zweck erkennen: Die Übersetzungen sind *splendide dicta*. Das heißt, sie sind in lateinischer Sprache „glänzend“ und „klar“ formuliert und wollen auf diese Weise den römischen Lesern verständlich sein und gefallen. Seine *adiuncta* hebt er deshalb so stark hervor, weil er zeigen will, dass sich seine lateinischen Versionen von den griechischen Originalen sichtbar unterscheiden und somit nicht etwa überflüssige Dubletten sind. Ciceros stark subjektiv geprägte Zielsprachenorientierung wird heute theoretisch nicht mehr ohne Weiteres akzeptiert. Dennoch sollte man die Frage stellen, ob nicht Ciceros Übersetzungsmaximen bis heute aktuell sind, weil sie zu modernen Übersetzungen führen können. Hier wird wieder besonders deutlich, dass Cicero nicht wie ein Dolmetscher übersetzt, aber das von den griechischen Autoren Gemeinte bewahrt, dazu noch aus seiner Sicht bewertet (*iudicium*) und in seiner Darstellungsweise (*scribendi ordo*) zur Geltung bringt. Er sagt hier ganz offen, was ein moderner Übersetzer gern vermeiden würde: Er bekennt sich dazu, eigene Werturteile und Eigentümlichkeiten seines Stiles in die Übersetzung einfließen zu lassen. Für Cicero scheint dies sogar eine positive Eigenschaft zu sein. Er rechnet mit Lesern, die die gewissermaßen romanisierten griechischen Texte schätzen.

In *De officiis* (2,60) problematisiert Cicero sein Verhältnis zu Panaitios:

... ich bin ihm in diesen Büchern weitgehend (*multum*) gefolgt, habe ihn aber nicht wortwörtlich wie ein Dolmetscher übersetzt (... , *quem multum in his libris secutus sum, non interpretatus*).

Aber worin unterscheiden sich *sequi* und *interpretari*?

Bis einschließlich Quintilian fungierte dieser Begriff (*interpretari*) als negative Kontrastfolie zu anderen, anspruchsvolleren literarischen Übersetzungsverfahren.<sup>122</sup>

Erst nach Quintilian scheint *interpretari* eine Bedeutungserweiterung erfahren zu haben und für das Übersetzen im Allgemeinen gebraucht worden zu sein. Das Wort *sequi* dagegen scheint das freie Übersetzen bis zum inhaltlichen Paraphrasieren wiederzugeben. Cicero verwendet *interpretari* zwar auch für das wortwörtliche schriftliche Übersetzen, aber nur dann, wenn es ihm um die exakte Wiedergabe griechischer philosophischer Begriffe geht.

Es gibt also keinen einheitlichen Fachbegriff für den Vorgang des Übersetzens: *interpretari, exprimere, vertere, convertere, traducere, sequi* ... Nach Cicero kommt noch *transferre* hinzu, ferner *imitari* und *aemulari* ...<sup>123</sup> Bei dem vielfach belegten *vertere* fällt einem der berühmte Vers aus dem *Asinaria*-Prolog des Plautus ein (v. 1): *Demophilos scripsit, Maccus vortit barbare*. Aber hier darf man wohl kaum an ein wortwörtliches Übersetzen denken, sondern eher an die Anpassung eines griechischen Stückes an eine nichtgriechische, d.h. römische, Welt.<sup>124</sup>

Am Anfang des dritten Buches *De officiis* (3,7–11) schreibt Cicero, er sei Panaitios, der unbestritten über die Pflichten sehr genaue Erörterungen angestellt habe, mit leichten Einschränkungen im Wesentlichen gefolgt (*correctione quadam adhibita potissimum secuti sumus*). Wie weit er Panaitios gefolgt ist, wüssten wir gern. Wir wissen eigentlich nur, dass er sich nicht philosophisch mit Panaitios auseinandersetzen oder gar gegen ihn polemisieren wollte. Er benutzte ihn vielmehr mit großem Gewinn und glaubte nur, ihn in einigen Punkten ergänzen zu müssen:

<sup>122</sup> SEELE 1995, 92.

<sup>123</sup> Vgl. SEELE 1995, 91f. Zu *interpretari* vgl. VOGT-SPIRA 2015.

<sup>124</sup> Dazu auch von Albrecht 1994, 157f.

(7) Panaitios also, der unbestritten über die Pflichten die genauesten Erörterungen angestellt hat und dem ich mit leichten Einschränkungen im Wesentlichen gefolgt bin, ging so vor: Es gebe drei Probleme, mit denen man sich gewöhnlich auseinandersetze, wenn man über die Pflicht nachdenke: erstens, wenn man zweifelt, ob das, worum es geht, moralisch oder unmoralisch ist, zweitens, ob es nützlich oder nicht nützlich ist, drittens, wie man sich in dem Falle zu entscheiden hat, wenn das, was den Anschein hat, moralisch zu sein, mit dem, was nützlich erscheint, unvereinbar ist; mit den ersten beiden Problemen hat sich Panaitios in drei Büchern auseinandergesetzt; über das dritte wollte er sich, wie er schrieb, später äußern, hat aber sein Versprechen nicht eingelöst. (8) Darüber wundere ich mich umso mehr, als bei seinem Schüler Poseidonios zu lesen ist, Panaitios habe noch dreißig Jahre lang gelebt, nachdem er jene Bücher herausgegeben hatte. Ich bin erstaunt darüber, dass dieses Thema von Poseidonios nur kurz in Form einiger Anmerkungen und Notizen berührt wurde, zumal er doch schreibt, kein Thema auf dem ganzen Gebiet der Philosophie sei so notwendig wie dieses. (9) Auf keinen Fall stimme ich aber denen zu, die behaupten, Panaitios habe dieses Thema nicht einfach unbearbeitet liegen lassen, sondern absichtlich nicht behandelt, und er habe darüber auch gar nichts schreiben dürfen, weil Nützlichkeit und Moral niemals im Gegensatz zueinander stehen könnten. Einerseits kann man darüber im Zweifel sein, ob man das in der Gliederung des Panaitios dritte Problem überhaupt hätte behandeln sollen oder ob man ganz darauf hätte verzichten müssen; andererseits kann nicht bezweifelt werden, dass Panaitios das Problem erkannt, aber nicht behandelt hat. Denn wer aus einer drei Probleme umfassenden Gliederung nur zwei abhandelt, für den muss das dritte Problem noch offen sein. Außerdem verspricht er am Ende des dritten Buches, dass er anschließend noch darüber reden werde. (10) Hinzu kommt das zuverlässige Zeugnis des Poseidonios, der auch in einem Brief schreibt, P. Rutilius Rufus, der Panaitios gehört hatte, sage immer wieder: Wie man keinen Maler habe finden können, der bei der kosischen Aphrodite den Teil, den Apelles zwar angefangen, dann aber nicht zu Ende gemalt hatte, ergänzen wollte – denn die Schönheit des Gesichts zerstörte die Hoffnung, den

übrigen Körper ebenso darstellen zu können –, so habe niemand das, was Panaitios unbearbeitet liegen ließ und nicht vollendete, zu Ende geführt, weil das, was er selbst schon vollendet hatte, so vorzüglich war. (11) Deshalb kann man über die Einstellung des Panaitios keinen Zweifel haben. Ob er aber mit Recht diesen dritten Teil an seine Untersuchung der Pflicht angefügt hat oder nicht, darüber kann man sich vielleicht Gedanken machen. Denn ob nun das Moralische das einzige Gut ist, wie die Stoiker behaupten, oder das Moralische in dem Sinne das höchste Gut ist, wie es euren Peripatetikern richtig erscheint, dass alles, was sich auf der anderen Seite befindet, so gut wie keine Bedeutung hat, darf man aber doch nicht bezweifeln, dass die Nützlichkeit niemals in einen Gegensatz zur Moral geraten kann. Deshalb verstehen wir, dass Sokrates diejenigen zu verwünschen pflegte, die das, was von Natur aus miteinander verbunden sei, theoretisch auseinandergerissen hätten. Die Stoiker stimmten ihm so vorbehaltlos zu, dass sie die Auffassung vertraten, dass das Moralische grundsätzlich nützlich und nichts nützlich sei, was nicht moralisch sei.

Ein äußeres Zeichen für den Verzicht auf eine philosophische Auseinandersetzung mit Panaitios ist vielleicht auch die Tatsache, dass Cicero in *De officiis* nicht mehr die Dialogform benutzt, in die er seine anderen philosophischen Schriften zu kleiden pflegte. Dennoch hat man immer wieder versucht, das Verhältnis zwischen Περὶ τοῦ καθήκοντος und *De officiis* näher zu bestimmen und das „Original“ hinter Ciceros „Übersetzung“ zu identifizieren oder zu rekonstruieren. So beabsichtigte z.B. schon August Schmekel mit Hilfe einer peniblen Quellenanalyse „das Eigentum des Panätius soweit wie möglich von dem Ciceros zu scheiden“<sup>125</sup> und vor allem zu klären, inwieweit Cicero den Text des Panaitios „nur“ übersetzt und wo er – wie Cicero es ausdrückt – aufgrund seines eigenen Urteils und seiner eigenen Entscheidung (*iudicio arbitrioque nostro; off. 1,6*) von seiner Vorlage abweicht.

Ich werde mich also zu diesem Zeitpunkt und in dieser Frage vor allem den Stoikern anschließen, nicht um ihr Dolmetscher zu sein, sondern ich werde, wie üblich, aus ihren Quel-

---

<sup>125</sup> SCHMEKEL 1892, 18.

len nach eigenem Urteil und aufgrund eigener Entscheidung schöpfen, soweit ich es von Fall zu Fall für angebracht halte.

... Sequemur igitur hoc tempore et hac in quaestione [= *De officiis*] potissimum Stoicos, non ut interpretes, sed, ut solemus, e fontibus eorum iudicio arbitrioque nostro quantum quoque modo videbitur, hauriemus. (*off.* 1,6)

Aber selbst wenn man Ciceros „eigenes Urteil“ und seine „eigene Entscheidung“ umfassend nachvollziehen könnte, bekäme man das Ausmaß seiner Abhängigkeit von Panaitios nicht besser in den Griff. Darum erkennt etwa Francesca Alesse in ihrer Testimonien-Sammlung von 1997 nur die Textpassagen aus *De officiis* als zuverlässige Zeugnisse für Περὶ τοῦ καθήκοντος an, wo Cicero den Namen des Panaitios ausdrücklich nennt (= Test. 92–103). Mit Sicherheit kann man eigentlich nur die Aussagen identifizieren, die nicht von Panaitios stammen können, weil der Grieche die ihnen zugrunde liegenden Tatsachen nicht kennen konnte.

Die Klärung der Frage, wie viel Cicero seiner Vorlage verdankt, ist zwar für die Rekonstruktion der Schrift des Panaitios von höchster Bedeutung; ob aber die Interpretation von *De officiis* dadurch wesentlich behindert wird, dass man die Trennungslinie zwischen Panaitios und Cicero nicht präzise angeben kann, ist zu bezweifeln.

Aber wenn Cicero an einer ernsthaften philosophischen Auseinandersetzung mit Panaitios gar nicht interessiert war, sondern ihn allenfalls in einigen Punkten glaubte ergänzen zu müssen (s.o.) und ansonsten in allen grundsätzlichen Fragen mit Panaitios übereinstimmte, lenkt er unseren Blick ganz gezielt auf die Frage nach seiner Absicht, und unter dem Gesichtspunkt des Übersetzungsproblems ist sein ungeklärtes Verhältnis zu Panaitios wiederum von größter Bedeutung. Man wüsste gern genauer, was Cicero unter *sequi* und *interpretari* in *De officiis* verstand. Bedeutet *sequi* „paraphrasieren“ oder „referieren“ und *interpretari* „wörtlich übersetzen“?



Sein Übersetzen aus dem Griechischen versteht Cicero als einen wesentlichen Beitrag zur Vermittlung der griechischen Philosophie an ein römisches Publikum.<sup>126</sup>

Ja wirklich, Cato, sagte ich, du benutzt tatsächlich anschauliche Begriffe, um klar zu machen, was du willst / meinst! Deshalb scheinst du mir auch die Philosophie in lateinischer Sprache zu lehren und ihr gewissermaßen das römische Bürgerrecht zu verleihen. Denn bisher bewegte sie sich offensichtlich wie eine Fremde in Rom und schien sich gegen unsere Ausdrucksweise zu sperren, und dies vor allem wegen der raffinierten Feinheit ihrer Themen und ihrer Sprache.

Ne tu <uteris>, inquam, Cato, verbis illustribus et id, quod vis, declarantibus! Itaque mihi videris Latine docere philosophiam et ei quasi civitatem dare; quae quidem adhuc peregrinari Romae videbatur nec offerre sese nostris sermonibus, et ista maxime propter limatam quandam et rerum et verborum tenuitatem. (*fin.* 3,40)

Aber an der zuvor zitierten Stelle aus dem Brief an Atticus vom 25. Oktober 44 (*Att.* 15,13,6 = 16,8,6 ed. Kasten) deutet Cicero u.a. schon an, dass es ihm in seinen Übersetzungen nicht ausschließlich um die Vermittlung griechischer Philosophie geht. Das Werk *De officiis* soll darüber hinaus eine pädagogische Funktion haben. Denn dass der Sohn Zuspruch braucht, sagt der Vater selbst am Anfang des dritten Buches *De officiis* (3,5):

(5) Aber die Philosophie, mein lieber Cicero, ist einerseits als ganze fruchtbringend und ertragreich, und keines ihrer Felder ist unbebaut und verlassen, und andererseits bringt keines ihrer Themen mehr Gewinn als die Diskussion über die Pflichten, aus denen die Regeln für ein in sich stimmiges und moralisches Leben abgeleitet werden.

(5) Sed cum tota philosophia, mi Cicero, frugifera et fructuosa nec ulla pars eius inculta ac deserta sit, tum nullus

---

<sup>126</sup> Es ist bemerkenswert, dass Ciceros Übersetzung der rhetorischen Terminologie in der Folgezeit weitaus weniger rezipiert wurde als die Übersetzung der philosophischen Terminologie.

feracior in ea locus est nec uberior, quam de officiis, a quibus constanter honesteque vivendi praecepta ducuntur.

Am 5. November schreibt Cicero dann noch einmal aus Puteoli an Atticus (*Att.* 16,11,4):

(4) Nun zu dem späteren Brief: Die Bücher über die Pflicht (τὰ περὶ τοῦ καθήκοντος), so weit ich mich auf Panaitios stützen konnte / soweit sie Panaitios betreffen, habe ich in zwei Büchern abgeschlossen. Bei ihm sind es drei Bücher. Er hatte zwar das Thema zu Beginn folgendermaßen gegliedert: Es seien drei Gesichtspunkte, unter denen die Pflicht zu untersuchen sei. Erstens hätten wir zu überlegen, ob etwas moralisch (*honestum*) oder unmoralisch (*turpe*), zweitens ob etwas vorteilhaft (*utile*) oder nicht vorteilhaft (*inutile*) sei, drittens wie man zu entscheiden habe, wenn das eine im Gegensatz zu dem anderen stehe, wie im Falle des Regulus, wo zurückzukehren moralisch, zu bleiben vorteilhaft war. Aber dann hat er nur die ersten beiden Gesichtspunkte vorzüglich behandelt; über den dritten versprach er anschließend etwas zu schreiben, hat es aber nicht getan. Poseidonios ist an seine Stelle gerückt. Ich habe mir sein Buch beschafft ... Darin steht etwas ‚über die Pflichten in der jeweiligen Situation‘ (περὶ τοῦ κατὰ περιστάσιν καθήκοντος). Wenn du nach dem Titel fragst, so zweifle ich nicht, dass καθήκον („das auf uns zu Kommende / das uns Zukommende / das uns zu angemessenem Handeln Auffordernde“) soviel bedeutet wie *officium* („Pflicht“), falls du keinen anderen Vorschlag machst. Aber der Titel *De officiis* („Über die Pflichten“) umfasst mehr / ist voller. Ich widme das Buch meinem Sohn Cicero. Das scheint mir nicht unpassend zu sein.

(4) Haec ad posteriorem. τὰ περὶ τοῦ καθήκοντος, quatenus Panaetius, absolvi duobus. illius tres sunt. sed cum initio divisisset ita, tria genera exquirendi officii esse, unum, cum deliberemus honestum an turpe sit, alterum, utile an inutile, tertium, cum haec inter se pugnare videantur, quo modo iudicandum sit, qualis causa Reguli, redire honestum, manere utile, de duobus primis praeclare disseruit, de tertio pollicetur se deinceps sed nihil scripsit. eum locum Posidonius persecutus <est>. ego autem et eius librum arcessivi. ... In eo est περὶ τοῦ κατὰ περιστάσιν καθήκοντος. quod de inscrip-

tione quaeris, non dubito quin καθήκον „officium“ sit, nisi quid tu aliud; sed inscriptio plenior „de officiis“. Προσφωνῶ autem Ciceroni filio. visum est non ἀνοίχειον.

Mit der Bemerkung „Aber der Titel ‚*De officiis*‘ umfasst mehr . . . / ist voller“ veranschaulicht Cicero ein immer wieder erkanntes, aber kaum lösbares Übersetzer-Problem: Zielsprachliche Formulierungen sind entweder redundant oder defizient.<sup>127</sup>

Ganz am Anfang von *De officiis* weist Cicero auf die Notwendigkeit einer Definition hin.

Da die ganze Abhandlung von der „Pflicht“ handeln soll, ist es selbstverständlich erforderlich, zuvor zu definieren, was „Pflicht“ ist. Ich wundere mich, dass Panaitios darauf verzichtet hat. Denn jede systematische Erörterung muss von einer Definition ausgehen, damit man versteht, worum es eigentlich geht.

Placet igitur, quoniam omnis disputatio de officio futura est, ante definire, quid sit officium, quod a Panaetio praetermissum esse miror. Omnis enim, quae a ratione suscipitur de aliqua re institutio, debet a definitione proficisci, ut intellegatur, quid sit id, de quo disputetur. (*off.* 1,7)

Ohne eine „Definition“ der Sache, um die es geht, ist selbstverständlich auch keine Übersetzung möglich. Diese lapidare Aussage hat ihre Gültigkeit bis heute nicht verloren.

Cicero hatte schon in *De finibus* 3,20 das griechische καθήκον mit *officium* gleichgesetzt (*primum est officium – id enim appello καθήκον*), das ursprünglich nichts anderes bedeutete als „das Tun eines Werkes“ (*opus* und *facere*).

Aber dann vollzieht sich die Entwicklung, die wir . . . auch im Deutschen bei dem von „pflegen“ abgeleiteten Verbalabstraktum „Pflicht“ beobachten: Was der Mensch nach seiner Stellung oder Lebenslage tut, zu tun pflegt, wird zu dem, was man normalerweise von ihm erwartet, was er tun soll. So wird auch *officium* auf die Sphäre des gebührenden Tuns beschränkt, wird normativ und allmählich für das erstarkende moralische Empfinden zum Ausdruck der sittlichen Bindung. So war *officium* tatsächlich zur Wiedergabe von καθήκον

<sup>127</sup> Über die Gleichsetzung von καθήκον und *officium* vgl. POHLENZ 1934, 12–16.

geeignet, auch wenn Cicero hier auf eine wörtliche Nachbildung verzichtete . . . . Über den Inhalt der *officia* brachte der Römer natürlich seine eigenen Vorstellungen mit.<sup>128</sup>

Das später von Ambrosius (*off.* 1,8,26) benutzte Wortspiel ist aufschlussreich:

Ich glaube, dass *officium* von *efficere* kommt, also eigentlich *efficium* heißen müste; aber ganz sicher sollst du das tun, was niemandem schadet, sondern allen nützt.

*Officium ab efficiendo dictum putamus quasi efficium; vel certe ut ea agas, quae nulli officiant, prosint omnibus.*

Danach ist *officium* ein Tätigsein (wie das aristotelische ἐνέργεια), das etwas bewirkt; in diesem Sinne zielt es auf ein *efficium*, einen (moralischen) „Effekt“, eine Wirkung, die niemandem schaden darf, sondern allen nützen muss.

Aber Cicero will mit seinen Übersetzungen nicht nur die griechische Philosophie an die Römer vermitteln und pädagogisch wirken, indem er sie in eine allgemein verständliche sprachliche Form bringt. Für ihn ist das Übersetzen auch eine wichtige rhetorische Übung:

Später gefiel es mir – und das praktizierte ich als junger Mann –, die griechischen Reden der bedeutendsten Redner zu erläutern (*explicare*), nach deren Lektüre es mir gelang, dass ich, als ich alles, was ich auf Griechisch gelesen hatte, lateinisch wiedergab (. . . *Latine redderem*, d.h. ins Lateinische übersetzte), nicht nur die geeignetsten und dennoch gebräuchlichen Wörter benutzte, sondern auch bestimmte Wörter, die unseren Landsleuten neu waren, durch Imitation griechischer Wortbildungsgesetze (*imitando*) wiedergab, d.h. durch Übersetzungslehnwörter = direkt ins Lateinische übersetzte Wörter, wenn sie nur geeignet waren.

*Postea mihi placuit, eoque sum usus adulescens, ut summorum oratorum Graecas orationes explicarem, quibus lectis hoc adsequeretur, ut, cum ea, quae legeram Graece, Latine*

---

<sup>128</sup> Pohlenz 1934, 14f.

redderem, non solum optimis verbis uterer et tamen usitatis, sed etiam exprimerem quaedam verba imitando, quae nova nostris essent, dum modo essent idonea. (*de orat.* 1,155)

Cicero spielt mehrfach auf den Topos der lateinischen „Spracharmut“ (*paupertas*) an, z.B. *fin.* 3,51: Zenon habe trotz des Reichtums seiner griechischen Sprache neue Wörter und Begriffe gebildet. Und da wolle man dies uns, den Römern, trotz unserer sprachlichen Armut (*in hac inopi lingua*) nicht erlauben, obwohl Brutus ja auch zu behaupten pflege, die lateinische Sprache sei sogar reicher (*copiosior*) als die griechische.

Dass die lateinische Sprache einen größeren Wortschatz habe als die griechische, hatte Cicero bereits *De finibus* 3,5 geäußert: Die Römer seien in Bezug auf den Wortschatz den Griechen nicht nur nicht unterlegen, sondern ihnen sogar überlegen (... *saepe diximus ... nos non modo non vinci a Graecis verborum copia, sed esse in ea etiam superiores*). Diese Feststellung haben ihm die Griechen und die Griechenfreunde sehr übel genommen, wie er selbst sagt.

Auch in den *Tuskulanischen* Gesprächen zeigt Cicero sein linguistisches Selbstbewusstsein:

Es besteht ein Unterschied zwischen Anstrengung (*labor*) und Schmerz (*dolor*). Sie sind miteinander verwandt, aber unterscheiden sich doch. Anstrengung ist eine Art Leistung der Seele oder des Körpers bei einer besonders schwierigen Tätigkeit und Aufgabe. Schmerz aber ist ein harter Stoß im Körper, der von den Sinnen abgelehnt wird. Diese beiden Erscheinungen können jene Griechen, deren Sprache doch so viel reicher ist als unsere, nur mit einem einzigen Wort benennen. Deshalb bezeichnen sie auch fleißige Menschen als „strebsam“ oder vielmehr als „Liebhaber des Schmerzes“ (*φιλόπονοι*), wir dagegen angemessener als „arbeitsfreudig“. Es sind nämlich verschiedene Dinge: sich anzustrengen oder Schmerzen zu haben. Ach, Griechenland, wie arm bist du zuweilen an Worten, über die du immer reichlich zu verfügen glaubst! Es ist etwas Anderes, Schmerzen zu haben oder sich anzustrengen. Als C. Marius an den Krampfadern operiert wurde, hatte er Schmerzen, als er in der großen Hitze seine Truppen führte, strengte er sich an. Dennoch besteht eine gewisse Ähnlichkeit zwischen diesen Vorgängen; die Gewöhnung an Anstrengungen macht das Ertragen von Schmerzen

leichter.

Interest aliquid inter laborem et dolorem. Sunt finitima omnino, sed tamen differt aliquid. Labor est functio quaedam vel animi vel corporis gravioris operis et muneris, dolor autem motus asper in corpore alienus a sensibus. Haec duo Graeci illi, quorum copiosior est lingua quam nostra, uno nomine appellant. Itaque industrios homines illi studiosos vel potius amantis doloris appellant, nos commodius laboriosos; aliud est enim laborare, aliud dolere. O verborum inops interdum, quibus abundare te semper putas, Graecia! Aliud, inquam, est dolere, aliud laborare. Cum varices secabantur C. Mario, dolebat; cum aestu magno ducebat agmen, laborabat. Est inter haec quaedam tamen similitudo; consuetudo enim laborum perpressionem dolorum efficit faciliorem. (*Tusc.* 2,35)

Wenn Cicero griechische Wörter mit lateinischen Wörtern vergleicht und den römischen Wortreichtum der griechischen Wortarmut gegenüberstellt, verfolgt er damit auch das sprachpolitische Ziel, die Überlegenheit des Lateinischen selbstbewusst herauszustellen. Will das nicht auch Ciceros Übersetzung von Stellen aus der griechischen Tragödie bewusst machen (z.B. *Tusc.* 2,20–21 = Sophokles, *Trachinierinnen* 1046–1102; *Tusc.* 2,23–25 = Aischylos, *Der befreite Prometheus*, Fragment 193 N<sup>2</sup>)? Zumindest hat er Abschnitte aus griechischen Tragödien übersetzt, um sie für seine philosophischen Erörterungen zu benutzen:

Ich habe nämlich Vieles aus dem Griechischen übersetzt, damit die lateinische Sprache in dieser Gattung der philosophischen Erörterung nicht ohne Schmuck sei.

Verti enim multa de Graecis, ne quo ornamento in hoc genere disputationis careret Latina oratio. (*Tusc.* 2,26)

Mit dieser Aussage bekennt Cicero, dass er seine Übersetzungen für rhetorische Zwecke nutzt.

Im Übrigen übten auch später noch römische Lehrer mit ihren Schülern, griechische Texte ins Lateinische zu übersetzen. Der Sinn dieser Übung, so heißt es bei Quintilian (*inst.* 10,5,2–3) sei mit Händen zu greifen:

(2) Griechisches ins Lateinische zu übersetzen, hielten unsere alten Redner für das beste. Er habe dies immer wieder getan, sagt L. Crassus in Ciceros Büchern *De oratore*.<sup>129</sup> Das vertritt auch Cicero selbst persönlich sehr oft, ja, er gab sogar Platons und Xenophons Werke mit dieser Begründung in Übersetzung heraus: Das gefiel auch Messala, und es gibt auch viele Reden, die er auf diese Weise verfasste, und er trieb es sogar soweit, dass er in der bekannten Rede für Phryne mit der feinen Ausdrucksweise des Hypereides zu konkurrieren versuchte, die für die Römer sehr schwer nachzuvollziehen ist. (3) Und der Sinn dieser Übung liegt auf der Hand. Denn die griechischen Autoren behandeln nicht nur eine große Fülle wertvoller Themen; sie haben auch in der sprachlichen Gestaltung die höchste Kunst bewiesen. Wenn man diese dann übersetzt, kann man die besten lateinischen Wörter verwenden. Denn wir verwenden ausschließlich unsere eigenen Wörter. Bei den Redefiguren aber, mit denen die Rede hauptsächlich geschmückt ist, wird es sogar notwendig sein, viele verschiedene Übersetzungsmöglichkeiten durchzuspielen, weil hier vor allem das Lateinische vom Griechischen abweicht.

(2) *Vertere Graeca in Latinum veteres nostri oratores optimum iudicabant. Id se L. Crassus in illis Ciceronis de Oratore libris dicit factitasse: id Cicero sua ipse persona frequentissime praecipit, quin etiam libros Platonis atque Xenophontis edidit hoc genere tralatos: id Messalae placuit, multaeque sunt ab eo scriptae ad hunc modum orationes, adeo ut etiam cum illa Hyperidis pro Phryne difficillima Romanis subtilitate contenderet.* (3) *Et manifesta est exercitationis huius ratio. Nam et rerum copia Graeci auctores abundant et plurimum artis in eloquentiam intulerunt et hos transferentibus verbis uti optimis licet: omnibus enim utimur nostris. Figuras vero, quibus maxime ornatur oratio, multas ac varias excogitandi etiam necessitas quaedam est, quia plerumque a Graecis Romana dissentit.*

Auch der Briefautor Plinius (*epist.* 7,9,1–2) ist davon überzeugt, dass das Übersetzen die muttersprachliche Kompetenz fördere:

---

<sup>129</sup> Cic. *de orat.* 1,155.

(1) Du fragst mich, wie ... du wohl studieren musst.  
(2) Es ist besonders nützlich, und viele empfehlen es, aus dem Griechischen ins Lateinische und aus dem Lateinischen ins Griechische zu übersetzen. Durch diese Art von Übung gewinnt man einen ebenso persönlichen wie ansprechenden Stil, Reichtum an Formulierungsmöglichkeiten, die Fähigkeit, sich klar auszudrücken. Außerdem wird durch die Nachahmung der Besten die Voraussetzung geschaffen, Ähnliches zu finden; zugleich kann man das, was einem beim bloßen Lesen entging, beim Übersetzen nicht übersehen.

(1) Quaeris quemadmodum ... putem te studere oportere.  
(2) Utile in primis, et multi praecipunt, vel ex Graeco in Latinum vel ex Latino vertere in Graecum. Quo genere exercitationis proprietates splendorque verborum, copia figurarum, vis explicandi, praeterea imitatione optimorum similia inveniendi facultas paratur; simul quae legentem fefellissent, transferentem fugere non possunt.

Wie man sieht, liefern Plinius und Quintilian hier mit wenigen Worten eine bis heute gültige Rechtfertigung eines bildungswirksamen Übersetzens. Wenn es gelinge – so heißt es heute –, die Entwicklung der Übersetzungsfähigkeit mit der Förderung der zielsprachlichen Kompetenz zu verknüpfen, dann erweise sich der Lateinunterricht als eine besonders effiziente und ökonomische Möglichkeit, „Studierfähigkeit“<sup>130</sup> zu vermitteln, und wenn es zutrifft, dass Politik oft nichts anderes ist als „Sprachkampf“, dann sollte der altsprachliche Unterricht neben seiner inhaltlichen auch seine spracherzieherische Funktion sehr ernst nehmen, um die Lernenden für den Kampf mit Wörtern, gegen Wörter und um Wörter zu stärken. Der Heranwachsende sollte rechtzeitig durch ein „sprachliches Reflexionspurgatorium“<sup>131</sup> gegangen sein, um verantwortungsbewusste Mündigkeit zu erwerben.<sup>132</sup> Unter diesem

---

<sup>130</sup> HARDMANN 1985, 212. Vgl. schon RÖTTGER 1971. Zu den methodischen Möglichkeiten einer muttersprachlichen Bildung im Lateinunterricht vgl. NICKEL 1991, 6–43.

<sup>131</sup> SCHWARZ 1982. Vgl. auch KIENER 1983 und REHN 1987.

<sup>132</sup> Vgl. schon JÄKEL 1968.



Aspekt gewinnt das Eloquenz-Ideal des Renaissance-Humanismus neue Aktualität.

Auch wenn nicht zu bezweifeln ist, dass das Übersetzen seit der Antike als eine ebenso anstrengende wie effiziente Methode gilt, die sprachliche Kompetenz zu erhöhen, stellt sich immer wieder die Frage, warum und wozu heute noch ausgerechnet griechische und lateinische Texte übersetzt werden sollen. Wie Cicero hat auch der moderne Übersetzer die Absicht, einen ausgangssprachlichen Text durch die Produktion einer zielsprachlichen Version einem zeitgenössischen Lesepublikum lesbar zu machen. Bei lateinischen und griechischen Texten will er dem Vergessen dieser Texte entgegenwirken. Weil zunehmend weniger Menschen über eine ausgangssprachliche Kompetenz verfügen, glaubt er diesen Verlust durch adäquate Übersetzungen aufhalten zu können. Der Übersetzer will die Erinnerung an maßgebende Werke der antiken Literatur wachhalten und einer breiteren Öffentlichkeit verfügbar machen. Er versteht sich als Vermittler zwischen Antike und Moderne; er will Interesse wecken an der antiken Literatur und zur Auseinandersetzung mit ihr motivieren. Auf diese Weise versucht er, zu einer literarisch-kulturellen Spurensicherung und zur Erhaltung kultureller Identität beizutragen.<sup>133</sup>

Man sollte sich allerdings fragen, ob die derzeitige altsprachliche Didaktik die translatorische Kompetenz im Vergleich zu der intensiv durchdachten Förderung der ausgangssprachlichen Kompetenz (Fähigkeit zur Texterschließung und Textinterpretation) angemessen berücksichtigt. Im Schulunterricht wird zwar das Übersetzen als Prüfungsleistung gefordert, aber nicht hinreichend reflektiert und geübt. Wenn die zielsprachlich adäquat formulierte Übersetzung vernachlässigt wird, sind die altsprachlichen Texte nicht mehr hinreichend kommunizierbar.

Manfred Fuhrmann hat zu diesem Problem bereits Entscheidendes angemerkt:

[Für den Übersetzer] ist ja nicht der Verstehensvorgang die Hürde, die ihm ernstlich Sorge macht, sondern das deutschsprachige Produkt, das er herstellen und das bestimmten An-

---

<sup>133</sup> Dazu auch schon NICKEL 1982, bes. 225ff.

sprüchen genügen soll. Kurz, die altsprachliche Didaktik, die doch ständig um das Übersetzen kreist, gibt kaum Hinweise, was eine wahrhaft gute Übersetzung sei, und kaum Rezepte, die den Schüler anleiten, selber eine gute Übersetzung anzufertigen.<sup>134</sup>

---

<sup>134</sup> FUHRMANN 1992, 5.

## 10 Ciceros Reflexionen *De optimo genere oratorum*

Cicero verfasste diesen Text als Einleitung zu seiner nicht erhaltenen Übersetzung zweier Reden des Demosthenes und des Aischines. Das Thema dieser Schrift ist, wie es schon aus dem Titel hervorgeht, das *optimum genus oratorum*, „das Stilideal (römischer) Redner.“ Der Redner – so Cicero – habe im Gegensatz zum Dichter nicht mehrere, sondern nur ein einziges Vorbild. Das will Cicero an den attischen Reden des Demosthenes und des Aischines veranschaulichen. Um angehenden Rednern (*studiosi*) ein Muster (*exemplar*) vor Augen zu stellen, habe er sich der Mühe unterzogen, die berühmtesten Reden des Aischines und des Demosthenes („Gegen Ktesiphon“ und „Über den Kranz“) zu übersetzen (*convertere*):

(13) ... Aber da eine große Unsicherheit in der Frage bestand, was dieses Stilideal war, glaubte ich die für künftige Redner nützliche, für mich selbst aber nicht notwendige Mühe auf mich nehmen zu müssen. (14) Übersetzt habe ich nämlich aus dem Kreis der Attiker die berühmtesten und gegeneinander gerichteten Reden der beiden fähigsten Redner, des Aischines und des Demosthenes; aber ich habe nicht übersetzt wie ein Dolmetscher (*interpres*), sondern wie ein Redner (*orator*). Dabei hielt ich es nicht für notwendig, Wort für Wort zu übersetzen (*verbum pro verbo reddere*) / für jedes (ausgangssprachliche) Wort ein (zielsprachliches) Wort einzusetzen, habe aber den Stil (*genus*) der Worte insgesamt und ihre Bedeutung (*vis*) bewahrt. Denn ich glaubte nicht, diese dem Leser (in kleinen Münzen) vorzählen zu müssen, statt sie ihm gewissermaßen (in ganzen Goldbarren) vorzuwiegen.

(13) ... Sed cum in eo magnus error esset, quale esset id dicendi genus, putavi mihi suscipiendum laborem utilem studiosis, mihi quidem ipsi non necessarium. (14) Converti enim ex Atticis duorum eloquentissimorum nobilissimas orationes

inter seque contrarias, Aeschinis et Demosthenis; nec converti ut interpres, sed ut orator, sententiis isdem et earum formis tamquam figuris, verbis ad nostram consuetudinem aptis. In quibus non verbum pro verbo necesse habui reddere, sed genus omne verborum vimque servavi. Non enim ea me adnumerare lectori putavi oportere, sed tamquam appendere. (*opt. gen.* 13–14)

Indem Cicero eine Metapher aus dem Zahlungsverkehr verwendet, vergleicht er sein Übersetzen mit der Bezahlung einer Ware „in großen Scheinen“, nicht in Kleingeld. Dass der Zahlbetrag am Ende gleich ist, versteht sich von selbst. Der Übersetzer legt also Wert darauf, die Sache, um die es geht, nicht zu schmälern. Der Geldwert bleibt gleich. Der Übersetzer kauft und verkauft den Text ohne Gewinn und Verlust. Ware und Geld sind äquivalent. Diese Metapher soll demonstrieren, dass Cicero sein Ziel erreichte und mit einer adäquaten Übersetzung der beiden griechischen Reden seinen römischen Lesern das Vorbild des attischen Stils in lateinischer Sprache darstellen konnte. Die Übersetzung ist für Cicero also ein didaktisches Demonstrationsobjekt für alle, die so reden wollen wie die berühmten attischen Redner (vor allem wie Demosthenes).<sup>135</sup>

Nachdem er den Inhalt der Reden referiert hatte, wies er am Schluss noch einmal darauf hin, dass er mit seiner Übersetzung die Vorbildlichkeit der attischen Redner veranschaulichen wollte.

(23) Wenn ich ihre Reden, wie ich hoffe, so übersetzt habe, dass ich alle ihre Vorzüge zur Geltung brachte, d.h. ihre Gedanken, ihre rhetorischen Figuren und die Platzierung ihrer Aussagen, dabei die Wörter (= den Text) soweit nachschrieb, dass sie unserem Sprachgebrauch entsprechen – wenn sie nicht umfassend übersetzt sind, so habe ich mich doch darum bemüht, dass sie dieselbe Stilgattung repräsentieren –, dann wird es eine Richtschnur geben, an der sich die Reden derjenigen ausrichten können, die (in lateinischer Sprache)

---

<sup>135</sup> Auf die Unterschiede zwischen Attizismus und Asianismus soll hier nicht eingegangen werden. In seinen eigenen Reden bewegt sich Cicero selbst permanent zwischen diesen beiden Extremen – aber stets unter Berücksichtigung der „Angemessenheit“, des *aptum*.

Attisch reden wollen. Aber von uns jetzt genug. Denn wir wollen jetzt endlich Aischines selbst lateinisch reden hören.

(23) Quorum ego orationes si, ut spero, ita expressero virtutibus utens illorum omnibus, id est sententiis et earum figuris et rerum ordine, verba persequens eatenus, ut ea non abhorreant a more nostro – quae si e Graecis omnia conversa non erunt, tamen ut generis eiusdem sint, elaboravimus –, erit regula, ad quam eorum dirigantur orationes qui Attice volent dicere. Sed de nobis satis. Aliquando enim Aeschinem ipsum Latine dicentem audiamus.

Am Schluss dieser Einleitung „Über das Stilideal römischer Redner“ hebt Cicero nochmals die Funktion seiner Übersetzung als *regula* für römische Redner hervor. Dass er keine „wörtliche“ Übersetzung vorlegen wollte, geht aus den Worten „wenn sie nicht umfassend übersetzt sind ...“ hervor. Er brachte aber die *virtutes* der Reden zur Geltung (*sententiae, figurae, rerum ordo*), an denen sich römische Redner orientieren sollten. Es handelt sich demnach um eine eindeutig zielsprachenorientierte, zweckgebundene und zweckgerichtete Übersetzung.

Cicero vertritt hiermit wie auch in den Prologen zu *De finibus* und zu den *Academica* ein klares „leserorientiertes Übersetzerinteresse“<sup>136</sup>:

Ich wusste sehr genau, lieber Brutus, als ich die Themen, die die Philosophen mit höchstem Talent und außerordentlicher Gelehrsamkeit in griechischer Sprache behandelten, der lateinischen Sprache anvertraute, dass diese unsere Arbeit auf mancherlei Widerstand stoßen würde.

Non eram nescius, Brute, cum, quae summis ingeniis exquisitaque doctrina philosophi Graeco sermone tractavissent, ea Latinis litteris mandarem, fore ut hic noster labor in varias reprehensiones incurreret. (*fin.* 1, 1)

---

<sup>136</sup> Seele 1995, 82.



## 11 Hieronymus: *De optimo genere interpretandi* (*epist.* 57)

Der Titel, der auf Ciceros Schrift *De optimo genere oratorum* anspielt, lässt nicht erkennen, dass hier eine Streitschrift vorliegt. Ihr Ton ist überwiegend sachlich. Bevor der Bischof Epiphanius von Salamis von Palästina nach Zypern zurückkehrte, richtete er an den Bischof Johannes von Jerusalem, mit dem er sich verfeindet hatte, ein ausführliches Schreiben. Er ermahnt seinen Mitbruder, von der theologischen Position des Origenes abzulassen. Der Brief fand ein großes öffentliches Interesse. Eusebius von Cremona, der kein Griechisch konnte, bat Hieronymus um eine Übersetzung ins Lateinische. Er erfüllte diesen Wunsch, bat aber um Vertraulichkeit. Etwa achtzehn Monate später wurden Eusebius sämtliche Papiere gestohlen. Darunter befand sich auch Hieronymus' Übersetzung des Epiphaniusbriefes.

Bald darauf wurde ihm vorgeworfen, seine Übersetzung sei fehlerhaft. Er berichtete seinem Freund Pammachius über die Vorwürfe und stellte ihm anderthalb Jahre nach der Rückkehr des Epiphanius nach Zypern in einem 396 verfassten Brief seine Grundsätze *De optimo genere interpretandi* dar. Hier rechtfertigt Hieronymus sein Verständnis vom Übersetzen (das ist vergleichbar mit den Prologen des Terenz oder mit Hor. *ars* 133f.). Er beruft sich dabei auf Cicero. Dieser hatte ja in *De optimo genere oratorum* (14) erklärt, er habe die Reden des Aischines und des Demosthenes nicht wie ein Dolmetscher, sondern wie ein Redner übersetzt, indem er den Gehalt und die rhetorische Form der Reden beibehalten und in der Wortwahl den lateinischen Sprachgebrauch berücksichtigt habe. Dabei habe er es nicht für notwendig gehalten, für jedes (ausgangssprachliche) Wort ein (zielsprachliches) Wort einzusetzen. Aber er habe den Ausdruck im Ganzen und seinen Sinn bewahrt – in der Mei-

nung, es komme nicht darauf an, dem Leser die Worte zuzuzählen, sondern vielmehr darauf, sie ihm gleichsam zuzuwägen.

Hieronymus nimmt in seinem Brief 57 den Gegensatz zwischen *sententiae* und *verba* auf und bringt dort „das Dilemma allen Übersetzers“<sup>137</sup> zum Ausdruck:

Wenn ich Wort für Wort dolmetsche, dann klingt das unangenehm / ist das ohne Sinn und Verstand; wenn ich zwangsläufig etwas in der Reihenfolge (*ordo*) oder in der Ausdrucksweise (*sermo*) verändert habe, dann sieht es so aus, als ob ich die Pflichten des Dolmetschers verletzt hätte.

Si ad verbum interpretor, absurde resonant: si ob necessitatem aliquid in ordine, vel in sermone mutavero, ab interpretis videbor officio recessisse. (*epist.* 57, 5)

In diesem Dilemma entscheidet sich Hieronymus für das folgende Prinzip:

... Ich gebe nicht nur zu, sondern bekenne mich ganz offen dazu, dass ich bei der Übersetzung (*interpretatio*) der Griechen, nur nicht bei den Heiligen Schriften, wo auch die Reihenfolge der Wörter ein Mysterium ist, nicht Wort für Wort (*verbum e verbo*), sondern sinngemäß (*sensum de sensu*) übersetze (*exprimere*). Dafür habe ich in Tullius ein Vorbild, der Platons *Protagoras*, Xenophons *Oikonomikos* und die beiden sehr schönen Reden des Aischines und des Demosthenes, die diese gegeneinander gehalten haben, übersetzt hat.

... Ego enim non solum fateor, sed libera voce profiteor, me in interpretatione Graecorum, absque Scripturis sanctis, ubi et verborum ordo mysterium est, non verbum e verbo, sed sensum exprimere de sensu. habeoque hujus rei magistrum Tullium, qui Protagoram Platonis, et Oeconomicon Xenophontis et Aeschinis ac Demosthenis duas contra se orationes pulcherrimas transtulit.

Hieronymus' Übersetzung, nicht aber das griechische Original, ist erhalten (Hier. *epist.* 51).

---

<sup>137</sup> FUHRMANN 1992, 18



Hieronymus hatte diesen Brief des Epiphanius an den Bischof Johannes von Jerusalem auf Bitten des Mönches Eusebius übersetzt. Er verlangte von Eusebius die vertrauliche Behandlung dieser Übersetzung und bestand darauf, dass diese nicht veröffentlicht werden dürfe. Dennoch wurde der Brief anderthalb Jahre später Eusebius entwendet und publiziert. Die Gegner des Hieronymus warfen ihm daraufhin vor, er wolle durch <eine> bewusst falsche Übersetzung Johannes herabsetzen, dem Epiphanius in seinem Brief Origenismus, mithin häretische Meinungen vorgeworfen hatte. Der Bischof von Jerusalem war angesichts dieser Vorwürfe sehr verstimmt, und die Situation drohte heikel für Hieronymus zu werden, da seine Klöster der Jurisdiktion des Johannes unterstellt waren. In dieser Situation entstand sein Verteidigungsschreiben, eben jene Epistel an Pammachius. Das Hauptargument des Hieronymus lautete, dass seine übersetzerischen Freiheiten keineswegs eine Fälschung seien, dass vielmehr das Postulat <des> freien Übersetzens eine lange Tradition habe. In diesem Kontext beruft sich Hieronymus auf seine Vorbilder Cicero und Horaz.<sup>138</sup>

In der *Praefatio* zu Brief 57 heißt es:

Als Ruffinus darüber spottete, dass Hieronymus den oben abgedruckten Brief 51 des Epiphanius an Johannes, den Bischof von Jerusalem, nicht korrekt übersetzt habe, nachdem er sich darüber beklagt hatte, dass jemand, ohne sein Wissen den Brief, der noch nicht vollständig korrigiert worden war, aus dem Schrank gestohlen hatte, erklärt Hieronymus unter Berufung sowohl auf alle antiken Fachleute als auch auf die Heilige Schrift, was die beste Form des Übersetzens sei. Dabei zeigt er, dass es selbstverständlich jene sei, die er selbst bei der Übersetzung dieses Briefes anwandte, nach der sinngemäß und nicht wortwörtlich übersetzt wird.

Cum, quod Epiphaniū superiore epistolā 51 ad Joannem Episcopum Jerosolymitanum non recte transtulisset Hieronymus, cavillaretur Ruffinus, post querelas, quod, se inscio, e scriniis suffuratus epistolam nondum plene emendatam, aliquis sit, tam veterum omnium eruditorum, quam sacrarum

---

<sup>138</sup> SEELE 1995, 90f. Zu *epist.* 57: BARTELINK 1980.

Scripturarum testimoniis docet, quodnam sit optimum genus interpretandi, illud scilicet esse ostendens, quo ipse in vertenda illa epistola usus est, hoc est, quo sensus e sensu, non verbum e verbo transfertur.

Hieronymus beginnt seine briefliche Verteidigung mit folgenden Worten:

Als der Apostel Paulus in Gegenwart des Königs Agrippa zu den gegen ihn erhobenen Anschuldigungen Stellung nehmen sollte, sagte er das, was sein Zuhörer verstehen konnte. Er freute sich, weil er sich des Sieges seiner Sache sicher war: „In allen Punkten, die mir von den Judäern vorgeworfen werden, mein König Agrippa, fühle ich mich glücklich, dass ich mich vor dir heute verteidigen muss, der du alle Gewohnheiten und Probleme bei den Judäern besonders gut kennst“ (Act 26,13). Er hatte nämlich jenes Wort Jesu gelesen: „Glücklich ist derjenige, der in die Ohren eines Hörenden spricht“ (Eccl 25,12 nach LXX]. Und er wusste, dass die Worte eines Redners nur dann etwas ausrichten, wenn die Klugheit des Richters ihnen folgen kann. Daher halte auch ich mich wenigstens in dieser Angelegenheit für glücklich, weil ich mich vor gelehrten Ohren wegen einer unsachgemäßen Behauptung rechtfertigen darf: Diese hält mir Unwissenheit oder sogar Täuschung vor, wenn ich einen fremden Brief nicht richtig übersetzen konnte oder nicht wollte. In dem einen Falle hätte ich einen Fehler, in dem anderen ein Verbrechen begangen. Und damit mein Ankläger nun nicht mit der Oberflächlichkeit, in der er alles sagt, und in dem Bewusstsein, ohne Strafe davon zu kommen und sich alles erlauben zu können, auch mich bei euch beschuldigt, wie er den Bischof Epiphanius angeklagt hat, habe ich dir diesen Brief geschickt, der dich und durch dich noch andere, die mich schätzen, über den Stand der Dinge informieren soll.

Paulus Apostolus, praesente Agrippa rege, de criminibus responsurus, quod posset intelligere qui auditurus erat, securus de causae victoria statim in principio sibi gratulatur, dicens: „De omnibus quibus accusor a Judaeis, o rex Agrippa, existimo me beatum, cum apud te sim hodie defendendus, qui praecipue nosti cunctas quae in Judaeis sunt consuetudines et quaestiones“ (Act 26,13). legerat enim illud Jesu: „Bea-

tus qui in aures loquitur audientis“ (*Eccl* 25,12 secundum LXX); et noverat tantum oratoris verba proficere, quantum iudicis prudentia cognovisset. unde et ego beatum me in hoc duntaxat negotio iudico, quod apud eruditas aures imperitae linguae responsurus sum: quae objicit mihi vel ignorantiam, vel mendacium, si aut nescivi alienas litteras vere interpretari, aut nolui: quorum alterum error, alterum crimen est. ac ne forsitan accusator meus facilitate, qua cuncta loquitur, et impunitate, qua sibi licere omnia putat, me quoque apud vos argueret, ut Papam Epiphanium criminatus est, hanc epistolam misi, quae te, et per te alios, qui nos amare dignantur, rei ordinem doceat. (Hier. *epist.* 57,1)

Es wäre gewiss im Sinne unseres Themas „Übersetzen und Übersetzung“, den ganzen Brief zu lesen. Auf jeden Fall sollte man aber das Kapitel 5 besonders gründlich betrachten, wo Hieronymus sich eng an Cicero anschließt:

Bis jetzt habe ich so gesprochen, als ob ich wirklich an dem Brief etwas geändert hätte, als ob meine ehrlich gemeinte Übertragung einen Fehler enthalten könnte, allerdings keinen, der auf Böswilligkeit beruht. Jetzt freilich, nachdem aus dem Brief selbst hervorgeht, dass nichts am Sinn geändert wurde, dass ich nichts hinzugefügt, keine Behauptung erdichtet habe, ‚offenbaren meine Gegner, ohne es zu merken, dass sie nichts verstehen‘ (Ter. *Andr. prol.*). Sie bezichtigen einen anderen des mangelnden Wissens und legen damit Zeugnis von ihrer eigenen Unklugheit ab. ... Es ist hier nicht an der Zeit zu erörtern, wieviel er ausgelassen, hinzugefügt oder geändert hat, um die Eigenarten der fremden Sprache mit den Eigenarten seiner eigenen Sprache wiederzugeben. Mir genügt das Urteil des Übersetzers, der sich im Vorwort zu den genannten Reden folgendermaßen äußert.

Hactenus sic locutus sum quasi aliquid de epistola commutaverim, et simplex translatio possit errorem habere, non crimen. Nunc vero cum ipsa Epistola doceat nihil mutatum esse de sensu, nec res additas, nec aliquod dogma confictum, „Faciuntne intelligendo ut nihil intelligant“ (Ter. *Andr. prol.*): et dum alienam imperitiam volunt coarguere, suam produunt. ... quanta in illis praetermiserit, quanta addiderit,

quanta mutaverit, ut proprietates alterius linguae, suis proprietatibus explicaret,<sup>139</sup> non est hujus temporis dicere. sufficit mihi ipsius translatoris (Ciceronis) auctoritas, qui ita in Prologo earumdem orationum (13 Ende – 14 Anfang) locutus est.

Dann zitiert Hieronymus Ciceros Text (*opt. gen.* 13f.).

Am Ende seines Vorwortes (*opt. gen.* 23) sagt Cicero weiter: „Ich hoffe, dass ich die Reden in ihrer ganzen Wucht wiedergegeben habe, indem ich an ihren Gedanken, an den Bildern und an der Anordnung nichts änderte. An den Wortlaut aber habe ich mich nur insoweit gebunden, als er mit unserem Sprachgefühl im Einklang steht. Ist auch nicht alles wörtlich aus dem Griechischen übersetzt, so habe ich mich doch bemüht, die Bedeutung der Worte festzuhalten usw.“ Aber auch Horaz, ein scharfsinniger und gelehrter Mann, verlangt in seiner „Kunst zu dichten“ vom erfahrenen Übersetzer ein Gleiches. Er schreibt: „Sei nicht in dem Sinne ein gewissenhafter Übersetzer, dass du meinst, Wort für Wort übertragen zu müssen.“ Terenz hat den Menander, Plautus und Caecilius haben die alten Komiker übersetzt. Bleiben sie etwa am Worte hängen oder suchen sie nicht vielmehr bei der Übertragung die Feinheit und die Schönheit des Originals zu wahren? Für das, was ihr eine treue Übersetzung nennt, haben gebildete Leute den Ausdruck *κακοζήλια* (ungeschickte Nachahmung) geprägt. Von Leuten, wie ich sie oben nannte, hatte ich meine Grundsätze übernommen, als ich vor ungefähr zwanzig Jahren die Chronik des Eusebius ins Lateinische übersetzte. Ich war (nach eurer Auffassung) vom gleichen Irrtum wie sie eingenommen, ohne allerdings zu ahnen, dass mir je daraus ein Vorwurf von euch gemacht würde. Damals schrieb ich unter anderem in meiner Vorrede: „Es ist schwer, bei wörtlicher Übertragung eines fremden Textes nicht mitunter auszurutschen. Es kostet Mühe, das, was sich in der fremden Sprache gut anhört, mit der gleichen Eleganz in der Übersetzung festzuhalten. Irgendetwas findet durch die Eigenart eines Wortes seinen prägnanten Ausdruck. Ich finde keinen, der die gleiche Wirkung erzielt.“

---

<sup>139</sup> Das ist das unnachahmlich formulierte Ziel jeder Übersetzung: *proprietates alterius linguae suis proprietatibus explicare*.

Will ich dem Sinn gerecht werden, so muß ich einen großen Umweg einschlagen, um ein kleines Stückchen Weges weiterzukommen. Dazu gesellen sich die störenden Anakoluthe, die Verschiedenheit der Fälle, die Mannigfaltigkeit der Bilder und zuletzt der jeder Sprache, der fremden wie der eigenen, innewohnende Sprachgeist. Übersetze ich wörtlich, dann tritt Unsinn zutage. Ändere ich aber notgedrungen etwas an der Anordnung oder am Wortlaut, dann könnte man mir vorwerfen, daß ich das Amt des Dolmetschers schlecht wahrnehme.“ Nach weiteren Ausführungen, die hier nicht interessieren, fügte ich noch hinzu: „Wenn jemand behauptet, daß die Anmut der Sprache unter der Übersetzung nicht leidet, dann möge er einmal Homer wörtlich ins Lateinische übertragen, ja noch mehr, er gebe ihn doch in seiner Sprache in Prosa wieder! Das Ganze wird zu einer lächerlichen Komödie, und der größte Dichter wird zum Stotterer herabgewürdigt.“<sup>140</sup>

Rursum in calce sermonis: „Quorum ego, ait, orationes, si, ut spero, ita expressero, virtutibus utens illorum omnibus, id est sententiis, et earum figuris, et rerum ordine: verba persequens eatenus, ut ea non abhorreant amore nostro. quae si e Graecis omnia conversa non erunt: tamen ut generis ejusdem sint, elaboravimus.“ sed et Horatius vir acutus et doctus, hoc idem in Arte Poetica erudito interpreti praecipit: „nec verbum verbo curabis reddere fidus / interpres.“ Terentius Menandrum, Plautus et Cecilius veteres comicos interpretati sunt. numquid haerent in verbis: ac non decorem magis et elegantiam in translatione conservant? quam vos veritatem interpretationis, hanc eruditi κακοζήλιαν nuncupant. unde et ego doctus a talibus ante annos circiter viginti, et simili tunc quoque errore deceptus, certe hoc mihi a vobis objiciendum nesciens, cum Eusebii Caesariensis Χρονικὸν in Latinum verterem, tali inter caetera usus sum Praefatione: „difficile est alienas lineas insequentem, non alicubi excidere: et arduum, ut quae in alia lingua bene dicta sunt, eumdem decorem in translatione conservent. significatum est aliquod unius verbi proprietate: non habeo meum, quo id efferam: et dum quaero implere sententiam longo ambitu, vix brevis vitae spatia [*al.* brevia spatia] consummo. Accedunt hyper-

<sup>140</sup> Hieronymus-Übersetzungen nach der BKV-Ausgabe.

batorum anfractus, dissimilitudines casuum, varietates figurarum: ipsum postremo suum, et, ut ita dicam, vernaculum linguae genus. Si ad verbum interpretor, absurde resonant: si ob necessitatem aliquid in ordine, vel in sermone mutavero, ab interpretis videbor officio recessisse.“ Et post multa, quae nunc prosequi otiosum est, etiam hoc addidi: „Quod si cui non videtur linguae gratiam in interpretatione mutari, Homerum ad verbum exprimat in Latinum. Plus aliquid dicam: eundem sua in lingua prosae verbis interpretetur: videbis ordinem ridiculum, et poetam eloquentissimum vix loquentem.“

Es ist erstaunlich, mit welcher Zielsicherheit Hieronymus eine Reihe bis heute ungelöster und vielleicht auch unlösbarer Probleme des Übersetzens getroffen hat:

1. Gelungene und ästhetisch ansprechende ausgangssprachliche Formulierungen sind kaum „mit der gleichen Eleganz“ in der Zielsprache wiederzugeben.
2. Für die Eigentümlichkeit keines einzigen ausgangssprachlichen Ausdrucks lässt sich eine treffende Übersetzungsformulierung mit derselben Wirkung finden.
3. Die Bedeutung einer ausgangssprachlichen Aussage lässt sich nur in einem großen Umweg annähernd rekonstruieren.
4. Die syntaktischen und rhetorisch-stilistischen Unterschiede zwischen Ausgangs- und Zielsprache können nicht aufgehoben, sondern nur aufgedeckt werden.
5. Das *vernaculum linguae genus*,<sup>141</sup> „das Innerste einer Sprache“, scheint einer Übersetzung nicht zugänglich zu sein.
6. Dennoch hat das ebenfalls von Hieronymus formulierte Ziel des Übersetzens Bestand: *proprietas alterius linguae suis proprietatibus explicare*. Übersetzen ist ein unabgeschlossener Prozess, kein endgültiges Produkt.
7. Ein Wort-für-Wort-Übersetzen (*ad verbum interpretari*) ist mit den Bedingungen der Zielsprache unvereinbar. Aber auch

<sup>141</sup> Das Adjektiv *vernaculus* ist mit *verna*, Haussklave, verwandt. *Vernaculus* ist der im Haus geborene Sklave. Das *vernaculum genus* ist anscheinend so etwas wie „die spezifische Eigenart, das Besondere“.

notwendige Abweichungen vom Wortlaut der Ausgangssprache sind riskant und fehleranfällig.

8. Die „wörtliche“ Übersetzung – so Hieronymus – verdunkle den Sinn: *Ex alia in aliam linguam expressa ad verbum translatio sensum operit* (epist. 57,6). Er fordert daher das „sinngemäße“ Übersetzen (*non verba, sed sententias transferre*).
9. An einer Übersetzung Homers ins Lateinische werde anschaulich, dass in der Übersetzung die „Anmut“ der Ausgangssprache (*linguae gratia*) eine Veränderung erfahre. Hieronymus verwendet dafür das Wort *mutari*. Das gilt vor allem für die Prosaübersetzung eines poetischen Textes.





## 12 Horaz und die approximative Äquivalenz

Hieronymus' Skepsis gegenüber der Prosaübersetzung eines poetischen Textes soll der Übergang zu unserem letzten Beispiel sein: Es war bereits festgestellt worden, dass die Übersetzung literarischer Texte immer nur eine approximative Äquivalenz erreicht. Das wird am Beispiel der horazischen *Satire* 2,6 anschaulich.<sup>142</sup>

Aber auch wenn die syntaktische Struktur des Textes keine besonderen Schwierigkeiten bereiten sollte, bleibt die semantische Dimension mitunter nur schwer durchschaubar. Da die Textsemantik aufs engste mit der Textpragmatik zusammenhängt, kann eine akzeptable Übersetzung nur dann gelingen, wenn die im Text vorkommenden „Namen und Sachen“, von denen der Autor spricht, weitestmöglich geklärt sind.<sup>143</sup> Erst unter dieser Voraussetzung kann man „die Eigenarten/Besonderheiten der anderen Sprache mit den Eigenarten seiner eigenen Sprache“ wiederzugeben versuchen (*proprietas alterius linguae suis proprietatibus explicare*, Hier. *epist.* 57,5).

Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus,  
hortus ubi et tecto vicinus iugis aquae fons  
et paulum silvae super his foret. auctius atque  
di melius fecere. bene est. nil amplius oro,  
Maiā nate, nisi ut propria haec mihi munera faxis.  
si neque maiorem feci ratione mala rem  
nec sum facturus vitio culpave minorem,

5

<sup>142</sup> Ein Ausgangspunkt kann die kommentierte Textausgabe von SALOMON/LACHAWITZ/RATKOWITSCH/SMOLAK 1986 sein. Hilfreich sind auch: SEEL 1972, 13–93; KLINGNER 1961, 326–418, bes. 360ff.; FRAENKEL 1963, 164–171; FUHRMANN 1992, bes. in dem Abschnitt über die „Tradition der Übersetzungsmaximen“ (S. 17–20: Verglichen werden Wieland, Voß und Büchner).

<sup>143</sup> Auch im Schulunterricht sollte die Klärung der „Namen und Sachen“ im Rahmen der Texterschließung vor der Interpretation und der Übersetzung erfolgen.

si veneror stultus nihil horum „o si angulus ille  
 proximus accedat, qui nunc denormat agellum!“  
 „o si urnam argenti fors quae mihi monstret, ut illi, 10  
 thesauro invento qui mercennarius agrum  
 illum ipsum mercatus aravit, dives amico  
 Hercule!“ si quod adest gratum iuvat, hac prece te oro:  
 pingue pecus domino facias et cetera praeter  
 ingenium, utque soles, custos mihi maximus adsis. 15  
 ergo ubi me in montes et in arcem ex urbe removi,  
 quid prius inlustrem saturis musaque pedestri?  
 nec mala me ambitio perdit nec plumbeus auster  
 autumnusque gravis, Libitinae quaestus acerbae.  
 Matutine pater, seu Iane libentius audis, 20  
 unde homines operum primos vitaeque labores  
 instituunt – sic dis placitum –, tu carminis esto  
 principium. Romae sponsorem me rapis: „eia,  
 ne prior officio quisquam respondeat, urge.“  
 sive aquilo radit terras seu bruma nivalem 25  
 interiore diem gyro trahit, ire necesse est.  
 postmodo quod mi obsit clare certumque locuto  
 luctandum in turba et facienda iniuria tardis.  
 „quid tibi vis, insane?“ et „quam rem agis?“ inprobus urget  
 iratis precibus, „tu pulses omne quod obstat, 30  
 ad Maecenatem memori si mente recurras.“  
 hoc iuvat et melli est, non mentiar. at simul atras  
 ventum est Esquilias, aliena negotia centum  
 per caput et circa saliunt latus. „ante secundam  
 Roscius orabat sibi adesses ad Puteal cras.“ 35  
 „de re communi scribae magna atque nova te  
 orabant hodie meminisses, Quinte, reverti.“  
 „inprimat his cura Maecenas signa tabellis.“  
 dixeris: „experiar“: „si vis, potes,“ addit et instat.  
 septimus octavo propior iam fugerit annus, 40  
 ex quo Maecenas me coepit habere suorum  
 in numero, dumtaxat ad hoc, quem tollere raeda  
 vellet iter faciens et cui concredere nugas  
 hoc genus: „hora quota est?“ „Thraex est Gallina Syro par?“  
 „matutina parum cautos iam frigora mordent“, 45  
 et quae rimosae bene deponuntur in aure.  
 per totum hoc tempus subiectior in diem et horam  
 invidiae noster. ludos spectaverat, una

luserat in campo: „fortunae filius“ omnes.  
 frigidus a rostris manat per compita rumor: 50  
 quicumque obuius est, me consulit: „o bone – nam te  
 scire, deos quoniam propius contingis oportet –,  
 numquid de Dacis audisti?“ „nil equidem.“ „ut tu  
 semper eris derisor.“ „at omnes di exagitent me,  
 si quicquam.“ „quid? militibus promissa Triquetra 55  
 praedia Caesar an est Itala tellure daturus?“  
 iurantem me scire nihil mirantur ut unum  
 scilicet egregii mortalem atlique silenti.  
 perditur haec inter misero lux non sine votis:  
 o rus, quando ego te adspiciam quandoque licebit 60  
 nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis  
 ducere sollicitae iucunda obliviae vitae?  
 o quando faba Pythagorae cognata simulque  
 uncta satis pingui ponentur holuscula lardo?  
 o noctes cenaequae deum, quibus ipse meique 65  
 ante Larem proprium vescor vernasque procacis  
 pasco libatis dapibus. prout cuique libido est,  
 siccata inaequalis calices conviva solutus  
 legibus insanis, seu quis capit acria fortis  
 pocula seu modicis uvescit laetius. ergo 70  
 sermo oritur, non de villis domibusve alienis,  
 nec male necne Lepos saltet; sed, quod magis ad nos  
 pertinet et nescire malum est, agitamus, utrumne  
 divitiis homines an sint virtute beati,  
 quidve ad amicitias, usus rectumne, trahat nos 75  
 et quae sit natura boni summumque quid eius.  
 Cervius haec inter vicinus garrat anilis  
 ex re fabellas. si quis nam laudat Arelli  
 sollicitas ignarus opes, sic incipit [. . . ]

Für das Verständnis dieser Satire <sup>144</sup> sind u. a. die folgenden Detail-Informationen erforderlich:

- v. 5: Der Dichter spricht zu Mercurius, dem Sohn des Jupiter und der Maia, einer Tochter des Atlas. Mercurius ist der römische Gott des Handels und des Besitzererwerbs.
- v. 13: Der mythische Held Hercules (griech.: Herakles) wird als Helfer und Unterstützer in der Not angerufen.

<sup>144</sup> Einige Anregungen sind HOLZBERG 2011 zu verdanken.

- v. 17: Satiren und Prosadichtung: Die im daktylischen Hexameter verfasste Satire des Horaz ist ein im Gesprächston der Alltagssprache (*sermo cotidianus*) vorgetragenes Werk: „Wer wie ich etwas schreibt, das dem Gesprächston der Alltagssprache ziemlich nahe ist, den solltest du nicht für einen Dichter halten“ (*sat.* 1,4,41f.). *Musa pedestris*, „die Muse, die zu Fuß geht“ (*pedester* „einfach, ohne poetischen Schwung, ohne Pathos“), bedeutet in Anlehnung an *oratio pedestris* „Prosadichtung“.<sup>145</sup>
- v. 18: *plumbeus auster* ist der „bleiern lastende Südwind“, der als „ungesund“ gilt und daher in der Zeit von August bis Ende September von Libitina, der Göttin der Leichenbestattung, als gewinnbringend begrüßt wird.
- v. 20: *Matutinus pater* ist der Gott, den man am frühen Morgen vor Beginn der Arbeit anruft. Gemeint ist Ianus, der Gott der Zeit, der auch für den Tagesanfang zuständig ist. Vor jedem Vorhaben betet man zu Ianus und bringt ihm ein Opfer dar.
- v. 31: Maecenas, ein Vertrauter des Augustus und Gönner des Horaz (vgl. *sat.* 1,1,1).
- v. 33: *Esquiliae, -arum*, der equilische Berg, einer der sieben Hügel Roms, der als Begräbnisplatz und auch als Hinrichtungsort diente, wo die Leichen unbestattet liegen blieben und den Raubvögeln (*Equiliae alites*) zum Fraß dienten.
- v. 34: *secunda hora*. Der Tag wird von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in zwölf Stunden eingeteilt. Im Sommer begann wohl die 2. Stunde gegen 5 Uhr, im Winter gegen 9 Uhr.
- v. 35: Das Puteal ist ein kleiner Tempel, der über einem durch ein besonderes Ereignis geheiligten Ort errichtet war. In Rom befindet sich das Puteal auf dem Comitium, dem Platz der Wahlversammlungen, nördlich vom Forum Romanum. Hier befindet sich auch der Amtssitz des Prätors, der dort Gericht hielt.
- v. 37: Quintus = Quintus Horatius Flaccus.
- v. 44: *Thraex*: Bezeichnung eines Gladiatortyps (mit Schild und Beinschienen bewaffnet und mit einem Krummsäbel kämpfend). *Gallina, Syrus*: Namen unbekannter Gladiatoren.

---

<sup>145</sup> Der Begriff „Prosa“ ist von dem Adjektiv *prorsa* oder *prosa* (*oratio*) herzulei-

- v. 49: *campus* = das Marsfeld, auf dem man Sport treiben konnte.
- v. 53: Die Daker, ein Volk an der unteren Donau, unterstützten in der Endphase des römischen Bürgerkriegs (31 v. Chr.) Marc Anton, und es bestand die Gefahr, dass sie in Rom einfielen.
- v. 55: *Triquetra praedia*: Landgüter auf Sizilien, das wegen der Form der Insel als *triquetra* (dreieckig) bezeichnet wird. Sizilien trägt auch den Namen *Trinacia* = die Insel mit den drei Spitzen.
- v. 61: *veterum libri* sind die Bücher der „alten“ Dichter (Ennius, Naevius, Lucilius).
- v. 63: *faba Pythagorea cognata*:

Wenn Horaz die Bohne als Verwandte des Pythagoras bezeichnet, so vermischt er ein Speiseverbot der Pythagoreer (die Bohne ist schwer verdaulich) in ironischer Absicht mit der pythagoreischen Seelenwanderungslehre, der zufolge der Genuss von Fleisch untersagt war, da sich in dem geschlachteten Tier die Seele eines Verwandten hätte befinden können. Als aufgeklärter Epikureer macht Horaz sich über die Pythagoreer lustig. Er sehnt sich gerade nach der üblichen Kost eines Bauern, Speck mit Bohnen und/oder Kohl.<sup>146</sup>

- v. 66: Der *Lar* ist die Schutzgottheit des Hauses. Metonymisch bezeichnet der *Lar* das Haus oder den Herd.

Auf der Grundlage dieser und noch weiterer Informationen kann eine ausgangssprachen- und zielsprachenorientierte Übersetzung beginnen.

(1) Das war immer mein Wunsch: ein nicht so großes Stück Land, ein Garten, wo nahe dem Haus eine Quelle dauernd fließen und ein kleiner Wald oberhalb stehen würde. Umfassender und besser erfüllten ihn die Götter. So ist es gut. Um nichts weiter bitte ich, (5) Maias Sohn, außer dass du mir diese Geschenke zu meinem Eigentum werden lässt. Wenn ich mein Vermögen weder auf üble Weise vergrößert habe noch im Begriff bin, es durch falsches oder nachlässiges Verhalten zu verkleinern, wenn ich nicht töricht flehe: „Ach, wenn doch

---

ten: aus *pro + versu* „anstelle eines Verses“. – Eine andere Erklärung: Prosa aus *pro(r)sa oratio* = „die gerade, schlichte, ungebundene Rede“.

<sup>146</sup> SALOMON / LACHAWITZ / RATKOWITSCH / SMOLAK 1986, 80.

jene Ecke ganz in der Nähe noch hinzukäme, die jetzt noch meinem kleinen Grundstück fehlt! (10) Ach, wenn mir doch das Glück eine Kiste mit Geld zeigen würde wie jenem, der als Tagelöhner nach seinem Schatzfund genau jenen Acker kaufte und bestellte, reich geworden, weil Hercules ihn liebte!“, wenn mich das, was da ist, dankbar macht und fröhlich, dann erbitte ich mir mit diesem Gebet: Lass das Vieh fett werden dem Herrn und alles andere – außer (15) dem Geist, und wie gewöhnlich, steh mir als mächtiger Beschützer bei. Also, nachdem ich mich in die Berge und meine Burg aus der Stadt zurückgezogen habe, was soll ich zuerst beleuchten mit meinen Satiren und meiner Prosadichtung? Kein böser Ehrgeiz vernichtet mich, kein drückender Südwind und kein schwerer Herbst, Erntezeit für die bittere Todesgöttin. (20) Vater des Anfangs am Morgen oder Ianus – vielleicht hörst du das lieber –, mit dem die Menschen alle ihre mühseligen Tätigkeiten im Leben beginnen – so gefällt es den Göttern –, sei du der Anfang des Liedes. In Rom zerrst du mich als Bürger vor Gericht: „Los komm! Erfüll deine Pflicht! Dass dir nur nicht jemand zuvorkommt! Beeil dich!“ (25) Ob nun der Nordwind über die Landschaft fegt oder der Winter am kürzesten Tag (des Jahres) viel Schnee bringt – ich muss hinaus.

(An einer solchen Textstelle wird deutlich, dass es weniger schwierig ist, transponierend-zielsprachenorientiert zu übersetzen als dokumentierend-ausgangssprachenorientiert: „Ob nun der Nordwind die Landschaft glatt schabt oder sich die Wintersonnenwende in ihrem engstem Kreis um einen schneereichen Tag herumwindet ...“)

Wenn ich dann etwas klar und deutlich gesagt habe, was mir schädlich ist, muss ich mich durch die Menge kämpfen und den Langsamen Unrecht tun. „Was hast du vor, du Verrückter?“ und „Was tust du da?“ bedrängt mich ein boshafter Kerl (30) mit zornigen Flüchen.

(Es gibt Wörter und Wortverbindungen, die in allen Übersetzungen Standard sind.)

„Du stößt wohl alles weg, was dir im Weg steht, wenn du in deiner Dankbarkeit/in deiner dankbaren Erinnerung zu Maecenas zurückrennst.“ Das ist erfreulich und honigsüß,

ich werde es nicht abstreiten. Aber sobald man den finsternen Esquilin erreicht hat, springen hundert fremde Geschäfte durch meinen Kopf und um meine ganze Person herum. „Vor der zweiten (Stunde), (35) bat dich Roscius, ihm beizustehen am Puteal morgen.“ – „In einer für alle wichtigen und ungewöhnlichen Sache baten dich die Sekretäre, daran zu denken, heute wieder herzukommen, Quintus.“ – „Sorge dafür, dass Maecenas, auf diese Papiere sein Siegel drückt.“ Du könntest sagen: „Ich will es versuchen.“ – „Wenn du es willst, dann kannst du es,“ fügt er hinzu und besteht darauf. (40) (zielsprachenorientiert) Fast acht Jahre sind schon vergangen / (ausgangssprachenorientiert: das siebte, dem achten Jahr schon ziemlich nahe, wird bald dahin geeilt sein), seitdem Maecenas angefangen hatte, mich zu seinen Freunden zu zählen, allerdings nur deswegen, weil er jemanden auf seinen Wagen hat steigen lassen, wenn er auf Reisen ging, und ihm Nichtigkeiten dieser Art anvertrauen wollte: „Wie viel Uhr ist es?“ – „Ist der Traker Gallina dem Syrer ebenbürtig?“ (45) „Die Morgenkühle beißt schon zu wenig vorsichtige Menschen“ und andere Bemerkungen, die man dem Ohr eines Schwätzers ruhig anvertrauen kann (ausgangssprachenorientiert: „... und alles, was in einem rissigen Ohr gut abgelegt werden kann“). Die ganze Zeit hindurch bin ich armer Kerl täglich und stündlich dem Neid mehr ausgesetzt, die Spiele hatte er sich mit dir angesehen, zusammen hatten wir auf dem Marsfeld gespielt: „Ein Glückspilz!“, rufen alle. (50) Ein schauriges Gerücht fließt von den Rostra durch die Gassen. Jeder, der mir begegnet, fragt mich: „Du Guter – denn du musst es wissen, da du ja den Göttern näher bist – hast du etwas von den Dakern gehört?“ – „Ich habe nichts gehört.“ – „Wie du doch immer ein Spötter sein willst.“ – „Aber alle Götter mögen mich strafen, (55) wenn ich etwas weiß.“ – „Wird Caesar seinen Soldaten die versprochenen Landgüter auf Sizilien oder auf dem italischen Festland geben?“ Wenn ich schwöre, dass ich nichts wisse, wundern sie sich natürlich, als wäre ich der einzige Mensch von außerordentlicher und tiefer Verschwiegenheit. Dabei geht mir Unglücklichem der Tag vorüber, doch nicht ohne Gebete: (60) Ach, mein Land, wann werde ich dich wiedersehen und wann wird es mir möglich sein, bald mit den Büchern der Alten, bald durch Schlaf und Mußestunden erholsamen Abstand von

meinem aufregenden Leben zu gewinnen / mein aufregendes Leben zu vergessen. Ach wann wird man mir die Bohne, die Verwandte des Pythagoras, und dazu noch den Kohl in einer Brühe mit richtig fettem Speck vorsetzen? (65) Ach ihr Nächte und ihr Göttergelage, bei denen ich selbst und meine Freunde vor dem eigenen Lar speise und die vorlauten Sklaven füttere, wenn ich das Speiseopfer dargebracht habe! Ganz wie jeder Lust hat, leert (trocknet) der Gast ungleiche Becher befreit von ungesunden Regeln, ob nun jemand mutig feurige (scharfe) (70) Becher ergreift (austrinkt) oder sich mit weniger vollen fröhlicher bezechet (befeuchtet). Also entsteht ein Gespräch, nicht über Villen und fremde Paläste und nicht darüber, ob Lepos schlecht oder nicht tanzt, sondern was uns mehr betrifft und was nicht zu wissen schlecht ist, behandeln wir, ob durch Reichtum die Menschen oder durch Tugend glücklich sind, (75) oder was uns zu Freundschaft (lat. Plural, dt. Kollektivbegriff) hinzieht, Nutzen oder Redlichkeit, und was das Wesen des Guten und was das höchste Gut ist. Cervius, der Nachbar, schwätzt dabei Altweibergeschichten (lat. Adjektiv + Substantiv, dt. Kompositum wie *sol oriens* Sonnenaufgang), die der Sache nach passen (lat. Richtung, dt. punktuelle Ortsbezeichnung). Denn wenn jemand ahnungslos lobt den aufregenden Reichtum (lat. Plural wie *res gestae* = Geschichte, dt. Kollektivbegriff) des Arellius, beginnt Cervius mit folgender Geschichte: [Er erzählt die Fabel von der Landmaus und der Stadtm Maus, vv. 80–117].

Diese Hinweise zur *Satire* 2,6 des Horaz sollten bewusst machen, dass eine Übersetzung entscheidend von der vorherigen Klärung der „Namen und Sachen“ abhängt. Es scheint notwendig zu sein, dass man bereits in der Phase der Texterschließung (s.o. Kapitel 1) die „fremdkulturellen Schemata“ zu erfassen und verfügbar zu haben versucht, um das Verstehen des Textes zu erleichtern.<sup>147</sup>

---

<sup>147</sup> Vgl. WAIBLINGER 2001.



## Nachwort

Eberhard Hermes, einer der bedeutendsten Anreger der modernen Didaktik des altsprachlichen Unterrichts im 20. Jahrhundert, lieferte in den sechziger Jahren die gerade heute wieder aktuellen Stichworte: Die Lerninhalte des Lateinunterrichts stellen die heutigen Schülerinnen und Schüler vor erhebliche Verstehensprobleme. Denn die Gegenüberstellung von antiker und moderner Welt konfrontiert die Lernenden nicht nur mit bereits Bekanntem und Vertrautem, sondern auch mit Unbekanntem und Fremdartigem. Aber gerade die Auseinandersetzung mit diesem Andersartigen, die die Entwicklung einer entsprechenden Interpretationsfähigkeit erforderlich macht, ist eine intensive Übung im Erschließen und Verstehen fremder Denkformen und Anschauungen, d.h. eine heute mehr denn je dringend erforderliche Schlüsselqualifikation. Der Lateinunterricht ist unter diesem Aspekt ein Erfahrungsfeld im Umgang mit dem Fremden. Er vermittelt die Fähigkeit, sich mit fremden Meinungen intensiv auseinanderzusetzen, und leistet auf diese Weise nicht zuletzt einen wesentlichen Beitrag zur Einübung von Toleranz. Das Übersetzen und Interpretieren eines altsprachlichen Textes leitet den Lernenden dazu an, fremde Erfahrungen und Weltbilder mit den eigenen zu konfrontieren und zu vergleichen. Es geht hier aber nicht nur um das Übersetzte, d.h. um den Text, sondern vor allem um das Übersetzen selbst, mit dem „das Verstehen fremder Strukturen“<sup>148</sup> realisiert und dokumentiert wird.

Das Übersetzen im altsprachlichen Unterricht vermittelt auf diese Weise „Weltoffenheit“. Es stellt sich dar als ein „Dialog mit fremder Menschlichkeit“, und „die Übersetzung fremder menschlicher Form in die eigene“ ist Ziel einer oft mühevollen geistigen Arbeit.

---

<sup>148</sup> HERMES 1964, 110–125.

Indem die römischen Vertreter der *studia humanitatis* bei einem fremden . . . Volk Vorbilder und Lehrer der eigenen Humanität zum Gegenstand gesellschaftlich-politischer Bildung machten, wurde das uralte und wieder so aktuelle menschliche Problem der gesellschaftlich-politischen Auseinandersetzung mit fremden Menschen und fremden Menschengruppen auf eine grundsätzlich neue Ebene gehoben, wurde zur eigentlichen humanistischen Bildungsaufgabe.<sup>149</sup>

Denn diese besteht darin, „fremde Menschen als Personen in der Komplexität ihrer Gefühle, Strebungen, Gedanken, Erfahrungen und Taten aus ihren Selbstzeugnissen verstehen zu lernen, um damit auch sich selbst besser zu verstehen.“<sup>150</sup>

Wenn das Übersetzen im Unterricht darüber hinaus als kooperativ-arbeitsteiliger Prozess gelernt und praktiziert wird, an dem alle Lernenden ihren Fähigkeiten entsprechend teilnehmen, dient es in besonderem Maße auch der Übung in synchroner kommunikativer Kompetenz. Die Schülerinnen und Schüler erfahren bei der gründlichen Arbeit am Text, dass die Auseinandersetzung mit dem Fremden in dem Maße erleichtert wird, wie es gelingt, kommunikativ-kooperative Interaktionsformen innerhalb der Lerngruppe zu realisieren. Denn die Lernenden müssen sich nicht nur der primären Kommunikationssituation, in der der Text ursprünglich gestanden hat, vergewissern, um die fremde Aussage zu verstehen. Sie haben zugleich die Aufgabe, die eigene Kommunikationssituation zu klären und zu reflektieren, um mögliche Schwierigkeiten und Störungen zu erkennen und zu beheben.

Abgesehen von seinem Beitrag zur Entwicklung der allgemeinen Kommunikationsfähigkeit hat das kooperative Übersetzen im altsprachlichen Unterricht also auch noch eine kaum zu überschätzende sozialintegrative Funktion. Denn als eine kooperative Arbeitsform wird das Übersetzen in der Lerngruppe nicht nur praktiziert, sondern auch metakommunikativ reflektiert. So haben die Schülerinnen und Schüler die Aufgabe, ihre Vorschläge und Strategien zur Erschließung, zur Interpretation und zur Übersetzung eines Textes in der Lerngruppe zu kritisieren und gegebenenfalls

---

<sup>149</sup> RÜEGG 1985, 313f.

<sup>150</sup> Ebd.

zu korrigieren oder alternative Lösungen vorzuschlagen und zu begründen. Die Lernenden leisten gewöhnlich sehr unterschiedliche Beiträge zu dieser gemeinsamen Arbeit; es ist aber immer wieder zu beobachten, dass manche Mitglieder der Gruppe über ausgeprägte Spezialkenntnisse und Fertigkeiten verfügen, mit denen sie die gemeinsame Arbeit zu fördern vermögen. Wenn wirklich kooperativ gearbeitet wird, dann können diese „Spezialisten“, die nicht unbedingt zu den „besten“ Schülerinnen und Schülern gehören, ihre Fähigkeiten zielorientiert anwenden. Bei personengerechter Arbeitsteilung im kooperativen Lernprozess werden die spezifischen Fähigkeiten jedes einzelnen nicht nur berücksichtigt, sondern auch gebraucht. Als das Ziel einer kooperativen Auseinandersetzung mit dem Text wird die Übersetzung von allen Mitgliedern der Lerngruppe verantwortet; alle haben für dieses Produkt ihren ganz spezifischen Beitrag geleistet. Die anschließende Reflexion dieser Arbeit macht allen Beteiligten bewusst, dass nicht alle alles können oder wissen müssen, dass aber der einzelne seine besondere Leistungsfähigkeit in den Dienst einer gemeinsamen Aufgabe stellt.

Das Erschließen, Interpretieren und Übersetzen schafft dadurch einen Rahmen für ein kooperatives und sozialintegratives Lernen mit einem beachtlichen Motivationseffekt, der noch durch die Erfahrung verstärkt wird, dass die Kooperation auch zu besseren Leistungen führt und nicht nur ein angenehmes Arbeitsklima schafft, weil sie auf individuelle Fähigkeiten und Schwächen Rücksicht nimmt und den Gruppenmitgliedern immer wieder bewusst macht, dass jeder von jedem etwas lernen kann.

## Stellenregister

Ambrosius

*off.*

1,8,26: 114

Auctor

*ad Her.*

4,14,21: 90

Caesar

*Gall.*

1,1,4: 44, 65f.

1,2,4: 65

1,28,5: 30

Catull

c. 51: 22

c. 85: 62ff., 73, 94

Cicero

*Acad. post.*

1,10: 25f.

*Att.*

4,5,1: 70

15,13,6 (=16,8,6): 105,

111

16, 11, 4: 111f.

*de orat.*

1,155: 114f.

*div.*

1,28: 20

1,46f.: 20

1,51:

1,54: 20

1,58f.: 20

2,98:

2,104: 21

*fin.*

1,1: 123

1,4–6: 105f.

3,5: 115

3,15: 101f.

3,20: 113

3,39: 104

3,40: 101

3,51–53: 102–104, 114f.

*leg.*

3,2f.: 66

*off.*

1,6–7: 109f., 113f.

- 2,60: 106f.  
 3,5: 111f.  
 3,7–11: 107–109
- opt. gen.*  
 13f.: 121f., 125, 130ff.  
 23: 122f., 130
- Lael.*  
 5: 87  
 60: 77f., 94, 98  
 64: 90
- parad.*  
 1,8: 88
- part.*  
 107f.: 99f.
- rep.*  
 5,1: 96
- Tusc.*  
 1,51: 41  
 2,20–21: 116  
 2,23–25: 116  
 2,26: 116  
 2,35: 115f.
- Hieronymus
- epist.*  
 51: 126f.  
 57: 126ff.  
 57,5: 10, 126, 129ff., 135
- Homer
- Il.*  
 2,46: 23  
 2,78: 19  
 2,161: 23  
 2,220: 23  
 2,225–242: 24  
 2,246–264: 24  
 3,39 25:
- Horaz
- ars*  
 133f.: 26f., 125
- carm.*  
 1,5,1–5: 32f., 42ff.  
 1,16,1–4: 87f.  
 3,13: 34ff.  
 4,15,8–12: 28f.
- sat.*  
 2,6: 11, 135ff.
- Martial
- 3,65: 47ff.  
 6,15: 46f.  
 10,8: 29f.
- Ovid
- epist. her.*  
 1,1: 49ff.
- met.*  
 2,325–366: 46  
 2,340–366: 46f.  
 2,364–366: 47  
 3,339–510: 80ff.

- 10,263: 46
- trist.*  
3,4,25: 90
- Panaitios  
*Test.*  
92–103: 110
- Plinius  
*epist.*  
7,9,1–2: 117f.
- Publilius Syrus  
*sent.*  
1,6: 90
- Quintilian  
*inst.*  
1,9,2: 37  
8,2,14: 33  
10,5,2–3: 116f.
- Sallust  
*Cat.*  
5: 70f.
- Sappho  
*Ode*  
31: 22f.
- Tacitus  
*Germ.*  
2,1–3: 85f.
- Terenz  
*Ad.*  
*prol.* 9–11: 24
- Andr.*  
*prol.* 1–3: 25
- Vergil  
*georg.*  
1,338–340: 66ff.  
4,108: 87
- Aen.*  
1,109: 33  
1,709–719: 39ff.  
4,83: 87  
6,274: 87  
12,640: 87

## Literaturverzeichnis

- Michael VON ALBRECHT: Geschichte der römischen Literatur, München / New Providence / London / Paris <sup>2</sup>1994.
- Paul BARIÉ: Von der Textparaphrase zur Interpretation, in: *AU* 36.4–5 (1993), 23–36.
- Gerhard Johannes Martinus BARTELINK: Hieronymus: Liber de optimo genere interpretandi: Epistula 57. Ein Kommentar, Leiden 1980.
- Klaus BARTELS: Streiflichter aus der Antike, Zürich 1981.
- Klaus BARTELS: Veni, vidi, vici. Geflügelte Worte aus dem Griechischen und Lateinischen, München 1992.
- Jürgen BERTRAM: „Audacius vertere“. Zur Paraphrase und Übersetzung von Texten, in: *AU* 46.3 (2003), 34–39.
- Herbert E. BREKLE: Semantik. Eine Einführung in die sprachwissenschaftliche Bedeutungslehre, München 1972.
- Ernst BURGSCHEMIDT / Dieter GÖTZ: Kontrastive Linguistik deutsch/englisch. Theorie und Anwendung, München 1974.
- Mirjam DAUM: Wortschatz und Lehrbuch. Ein Kriterienkatalog für die Wortschatzkonzeption in Lateinlehrwerken, Speyer 2016 (*Ars Didactica*; Bd. 2).
- Paul DRÄGER: Rezension zu: „Homer, Ilias. Übertragen von Raoul Schrott, München 2008“, unter Einbezug von „Raoul Schrott: Homers Heimat. Der Kampf um Troia und seine realen Hintergründe, München 2008“, in: *DASIU* 57.3 (2009), 9–33. [Zuerst erschienen in: *Bryn Mawr Classical Review* (USA), 13. August 2009 (Kurzfassung, 13 S.) <<http://bmcr.brynmawr.edu/2009/2009-08-030.html>>; ferner in: *FC* 3 (2009), 224–234; sowie in: *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 261 (2009), 1–27.]
- Boris DUNSCH: Das Tusculanen-Proömium: Epochenwechsel von der griechischen zur römischen Philosophie? in: *Anregung* 46 (2000), 298–319.

- Umberto ECO: Quasi dasselbe mit anderen Worten. Über das Übersetzen, München <sup>2</sup>2010.
- Rogier EIKEBOOM: Rationales Lateinlernen, Göttingen 1970.
- Karl Heinz ELLER: Übersetzungsvergleich als Interpretationsansatz (gezeigt am Beispiel des Horaz-Unterrichts), in: Wilhelm HÖHN/Norbert ZINK (Hgg.): Handbuch für den Lateinunterricht. Sekundarstufe II, Frankfurt/Berlin/München 1979, 206–219.
- Gerhard FINK: „... Da rauschte Phoebus' Leier.“ Grenzen und Möglichkeiten angemessenen Übersetzens antiker Dichter, in: *AU* 35.1 (1992), 34–47.
- Eduard FRAENKEL: Horaz, Darmstadt 1963.
- Manfred FUHRMANN: Vom Übersetzen aus dem Lateinischen, in: *Anregung* 32.4 (1986), 222–225.
- Manfred FUHRMANN: Die gute Übersetzung. Was zeichnet sie aus, und gehört sie zum Pensum des altsprachlichen Unterrichts?, in: *AU* 35.1 (1992), 4–20.
- Manfred FUHRMANN/Astrid SEELE (Hgg.): *AU* 35.1 (1992) „Die Kunst des Übersetzens“.
- Hans-Georg GADAMER: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen <sup>4</sup>1975.
- Josef HARDMANN: Abitur und allgemeine Hochschulreife. Zur Diskussion um die Neuordnung des Hochschulzugangs. Teil II. In: *Die höhere Schule* 7 (1985), 206–215.
- Bruno W. HÄUPTLI: Publius Ovidius Naso. Liebesbriefe. Heroides-Epistulae, Zürich 1995.
- Willibald HEILMANN: Interpretation im Rahmen eines lateinischen Literaturunterrichts, in: *AU* 36.4–5 (1993), 5–22.
- Rolf HEINE: Catull. Auswahl aus den Carmina. Interpretationen, Frankfurt 1970.
- Hans Ernst HERKENDELL: Überlegungen zu Textverstehen und Übersetzen, in: *AU* 38.1 (1995), 19–32.
- Hans Ernst HERKENDELL: Textverständnis und Übersetzung, in: *AU* 46.3 (2003), 4–13.
- Eberhard HERMES: Was heißt „Übersetzen“?, in: *AU* 7.4 (1964), 92–122.



- Eberhard HERMES: Verstehen und Übersetzen, in: *AU* 9.2 (1966), 5–14.
- Eberhard HERMES: Latein in unserer Welt. Ein Beitrag zum Selbstverständnis des Gegenwärtigen Lateinunterrichts, in: *Gymnasium* 73 (1966), 110–125.
- Eberhard HERMES: Von der Gliederung des lateinischen Wortschatzes. Materialien zur Anleitung im kritischen Gebrauch des Wörterbuchs. Beilage zu *AU* 10.4 (1967).
- Karlheinz HILBERT: Feldbezogene Wortschatzarbeit auf der Oberstufe, in: *AU* 17.5 (1974), 17–29.
- Q. Horatius Flaccus. Oden und Epoden. Hrsg. u. übers. v. Gerhard FINK. Düsseldorf/Zürich 2002. [FINK 2002]
- Q. Horatius Flaccus. Satiren. Übersetzt und herausgegeben von Niklas HOLZBERG, Mannheim 2011. [HOLZBERG 2011]
- Horaz. Glanz der Bescheidenheit. Q. Horatius Flaccus. Oden und Epoden. Lateinisch und deutsch. Übersetzt von Christian Friedrich Karl HERZLIEB und Johann Peter Uz, eingeleitet von Walther KILLY und Ernst A. SCHMIDT, Düsseldorf/ Zürich 2000. [HERZLIEB/ UZ/ KILLY/ SCHMIDT 2000]
- Richard HORNING: Gewusst wo! Hauptfehlerquellen beim Übersetzen lateinischer Texte, in: *Anregung* 22.6 (1976), 406–410.
- Werner JÄKEL: Methodik des altsprachlichen Unterrichts, Heidelberg <sup>2</sup>1966.
- Werner JÄKEL: Ziele und Methoden des Altsprachenunterrichts in den Oberklassen in der Bundesrepublik Deutschland, in: *AU* 11.3 (1968), 83–100.
- Franz KIENER: Das Wort als Waffe. Zur Psychologie der verbalen Aggression, Göttingen/ Zürich 1983.
- Manfred KIENPOINTNER: Latein-Deutsch kontrastiv. Vom Phonem zum Text, Tübingen 2010 (*Deutsch im Kontrast*; Bd. 23).
- Walther KILLY: Die Geschichte des deutschen Horaz, in: Horaz. Glanz der Bescheidenheit. Q. Horatius Flaccus. Oden und Epoden. Lateinisch und deutsch. Übersetzt von Christian Friedrich Karl HERZLIEB und Johann Peter Uz, eingeleitet von Walther KILLY und Ernst A. SCHMIDT, Düsseldorf/ Zürich 2000, 23–57.

- Josefine KITZBICHLER/Katja LUBITZ/Nina MINDT: Theorie der Übersetzung antiker Literatur in Deutschland seit 1800, Berlin/New York 2009 (*Transformationen der Antike*; Bd. 9)
- Josefine KITZBICHLER/Katja LUBITZ/Nina MINDT: Dokumente zur Theorie der Übersetzung antiker Literatur in Deutschland seit 1800, Berlin/New York 2009 (*Transformationen der Antike*; Bd.10).
- Friedrich KLINGNER: Römische Geisteswelt, München <sup>4</sup>1961.
- Albert KLINZ: Zur Frage des Übersetzens und Interpretierens, in: *AU* 2.8 (1956), 33–42.
- Arthur KRACKE: Übersetzen oder Verstehen, in: *AU* 1.3 (1952), 54–69.
- Gerhard KUPPLER: Übersetzung als Handwerk, in: *AU* 9.2 (1966), 15–55.
- Karl LAHMER: Anregungen zur Vokabelvermittlung in den Alten Sprachen, in: *Anregung* 36 (1990), 91–95.
- Heinrich LAUSBERG: Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft, München <sup>2</sup>1973.
- Dieter LOHMANN: Die Schulung des natürlichen Verstehens im Lateinunterricht (unter Berücksichtigung der deutschen und lateinischen Satzstruktur), in: *AU* 11.3 (1968), 5–40.
- Dieter LOHMANN: Dynamisches Verstehen – dynamisches Üben, in: *AU* 38.1 (1995), 71–89.
- Dieter LOHMANN: Auf Neues habe ich Lust. Über die Bedeutung der Reihenfolge für das Verstehen und Übersetzen, dargestellt an deutschen und lateinischen Text-Beispielen von Ovid bis Horaz, in: *Forum Classicum* 50.3 (2007), 164–175.
- Walter LUDERER: Typische Fehler beim Übersetzen aus dem Lateinischen, in: *Anregung* 27.6 (1981), 363–370.
- Walter LUDERER: Lateinische Texte übersetzen und interpretieren, in: *IANUS* 7 (1985), 83–91.
- Victor VON MARNITZ (Hg.): Ovid. Die erotischen Dichtungen. Stuttgart 1958.
- Hermann MENGE: Die Oden und Epoden des Horaz, Berlin <sup>4</sup>1910.
- Alexander MÜLLER: Bemerkungen zum Übersetzen, in: *AU* 35.4 (1992), 57–70.
- Karl Friedrich NÄGELSBACH: Lateinische Stilistik, Nürnberg <sup>9</sup>1905.

- Rainer NICKEL: Die Alten Sprachen in der Schule, Frankfurt <sup>2</sup>1978.
- Rainer NICKEL: Schwierigkeit und Schwierigkeitsgrad, in: Wilhelm HÖHN/ Norbert ZINK (Hgg.): Handbuch für den Lateinunterricht. Sekundarstufe II, Frankfurt/Berlin/München 1979, 178–190.
- Rainer NICKEL: Die Arbeit mit Übersetzungen, in: Wilhelm HÖHN/ Norbert ZINK (Hgg.): Handbuch für den Lateinunterricht. Sekundarstufe II, Frankfurt/Berlin/München 1979, 191–205. [NICKEL 1979a]
- Rainer NICKEL: Einführung in die Didaktik des altsprachlichen Unterrichts, Darmstadt 1982.
- Rainer NICKEL: Wesen und Wert des altsprachlichen Unterrichts in der Pädagogik Georg Kerschensteiners, in: *AU* 27.4 (1984), 39–52.
- Rainer NICKEL: Latein in der Mittelstufe. Vorschläge für den Sprach- und Lektüreunterricht, Bamberg 1991.
- Rainer NICKEL: Übersetzen können – Übersetzungen gebrauchen können, in: *AU* 35.1 (1992), 48–58.
- Rainer NICKEL: Synoptisches Lesen. Zu Bedingungen und Möglichkeiten im Lateinunterricht, in: Friedrich MAIER (Hg.): Latein auf neuen Wegen. Alternative Formen des Lateinunterrichts, Bamberg 1999 (*Auxilia*; Bd. 44), 143–161.
- Karl-Heinz NIEMANN: Lernerfolgskontrolle: „Übersetzen, was denn sonst“ – ?, in: *AU* 46.3 (2003), 47–53.
- Friedrich NIETZSCHE: Die fröhliche Wissenschaft, in: Friedrich NIETZSCHE: Werke in drei Bänden, hg. v. Karl SCHLECHTA, Bd. II, München 1955 [Nachdruck 1999], 7–274. = Kritische Studienausgabe, hg. v. Giorgio COLLI u. Mazzino MONTINARI, Bd. 3, München <sup>2</sup>1988, 343–652 [Nachdruck 1999]. [KSA]
- Friedrich NIETZSCHE: Götzendämmerung, in: Friedrich NIETZSCHE: Werke in drei Bänden, hg. v. Karl SCHLECHTA, Bd. II, München 1955 [Nachdruck 1999], 939–1034. = Kritische Studienausgabe, hg. v. Giorgio COLLI u. Mazzino MONTINARI, Bd. 6, München <sup>2</sup>1988, 55–162 [Nachdruck 1999]. [KSA]
- Eduard NORDEN (Hg.): P. Vergilius Maro. Aeneis Buch VI, Darmstadt (1903, <sup>2</sup>1915) <sup>4</sup>1957.

- José ORTEGA Y GASSET: Glanz und Elend der Übersetzung, span.-dt., Eberhausen bei München <sup>2</sup>1957.
- Max POHLENZ: Antikes Führertum, Ciceros *De officiis* und das Lebensideal des Panaitios, Leipzig / Berlin 1934.
- Rudolf REHN: Zur Bewertung der Sprache bei Platon, in: *Gymnasium* 94 (1987), 421–437.
- Katharina REISS: Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzungskritik. Kategorien und Kriterien für eine sachgerechte Beurteilung von Übersetzungen, München 1971 (<sup>3</sup>1986).
- Manfred ROSENBAACH: Einleitung zur Übersetzung, in: Manfred ROSENBAACH (Hg.): L. Annaeus Seneca. Philosophische Schriften. Lateinisch und deutsch. Bd. 1, Darmstadt 1969, XI–XVII.
- Gerhard RÖTTGER: Das sprachliche Kunstwerk im altsprachlichen Unterricht, in: *AU* 14.5 (1971), 52–71.
- Walter RÜEGG: Prolegomena zu einer Theorie der humanistischen Bildung, in: *Gymnasium* 92 (1985), 306–328.
- Franz SALOMON / Günter LACHAWITZ / Christine RATKOWITSCH / Kurt SMOLAK: Horaz. Textband und Kommentarband, Wien 1986.
- Wolfgang SCHADEWALDT (Hg.): Homer. Die Odyssee. Übersetzt in deutsche Prosa von Wolfgang SCHADEWALDT, Hamburg 1958.
- Wolfgang SCHADEWALDT: Das Problem des Übersetzens (1927), in: Hans Joachim Störig (Hg.): Das Problem des Übersetzens, Darmstadt 1963, 249–267.
- Wolfgang SCHADEWALDT: Antikes Drama auf dem Theater heute, Pfullingen 1970.
- August SCHMEKEL: Die Philosophie der mittleren Stoa in ihrem geschichtlichen Zusammenhange, Berlin 1892.
- Kurt SCHMIDT: Übersetzen als geistige Schulung, in: *AU* 2.8 (1956), 5–32.
- Kurt SCHMIDT: Mehrdeutigkeit und Determination. Zur Problematik des Verstehens lateinischer Texte, in: *AU* 11.2 (1968), 68–98.
- Kurt SCHMIDT: Psychologische Voraussetzungen des Übersetzungsvorganges, in: *AU* 6.1 (1962), 5–50.
- Raoul SCHROTT (Hg.): Homer. Ilias, München 2008.

- Franz Ferdinand SCHWARZ: *Altertum und Gegenwart. Kritische Reflexionen zum Bildungswert antiker Kultur*, Graz/Wien 1982.
- Otto SEEL: *Verschlüsselte Gegenwart. Drei Interpretationen antiker Texte*, Stuttgart 1972.
- Astrid SEELE: *Römische Übersetzer. Nöte, Freiheiten, Absichten. Verfahren des literarischen Übersetzens in der griechisch-römischen Antike*, Darmstadt 1995.
- Ferdinand SOMMER: *Vergleichende Syntax der Schulsprachen*, Stuttgart <sup>3</sup>1931.
- Harro STAMMERJOHANN / Hildegard JANSSEN: *Handbuch der Linguistik. Allgemeine und angewandte Sprachwissenschaft*, München 1975.
- Hermann STEINTHAL: Latein programmiert, in: *AU* 10.4 (1967), 5–21.
- Hermann STEINTHAL: Zum Aufbau des Wortschatzes im Lateinunterricht, in: *AU* 14.2 (1971), 20–50.
- Johannes STETTNER: Ovid neu entdecken – Liebespost aus Ithaka. Die Attraktivität der Heroidenbriefe, in: *DASIU* 61.3 (2013), 7–35.
- Karlheinz STIERLE: Rezension einer Dante-Übersetzung von Kurt Flasch, in: *Die Zeit* vom 15.12.2011.
- Hans Joachim STÖRIG (Hg.): *Das Problem des Übersetzens*, Darmstadt 1963 (*Wege der Forschung*; Bd. 8).
- Radegundis STOLZE: *Übersetzungstheorien. Eine Einführung*, Tübingen 1994 (*Narr-Studienbücher*).
- Theresa THIEMEIER / Magnus FRISCH: Die kolometrische Methode – mehr als nur Nebensätze einrücken, in: *AU* 58.5 (2015), 54–61.
- Stephan THIES: Der Teufel steckt im Detail. Reflexionen zur Praxis der Schülerübersetzung, in: *AU* 46.3 (2003), 23–29.
- Stephan THIES: „Frei“ und „Wörtlich“: Zwei Begriffe stiften Unsinn, in: *AU* 46.3 (2003), 54–58.
- Reinhard THUROW: Psychologische Analyse des Wortschatzerwerbs im Lateinunterricht, in: *AU* 24.4 (1981), 5–23.
- M. Tullius Cicero. *Orakelkunst und Vorhersage*. Hrsg. u. übers. v. Rainer NICKEL, Mannheim 2011. [NICKEL 2011]

- Jürgen UNTERMANN / Peter WÜLFING: Wortkunde zwischen Wissenschaft und Unterricht – Zu neueren lateinischen Wortkünden, in: *AU* 24.4 (1981), 24–54.
- P. Vergilius Maro. Aeneis. Lateinisch-deutsch. Hrsg. u. übers. v. Gerhard FINK. Düsseldorf / Zürich 2005. [FINK 2005]
- Gregor VOGT-SPIRA: Der Umgang mit Texten im antiken Rom. Einige Überlegungen zu Form und Stellung von ‚Interpretation‘, in: Andrea ALBRECHT / Lutz DANNEBERG / Olav KRÄMER / Carlos SPOERHASE (Hgg.): Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens, Berlin / München / Boston (*linguae & litterae*; Bd. 49), 103–120.
- Franz Peter WAIBLINGER: Vorschläge zu einem neuen Konzept des Sprachunterrichts auf der Grundlage psycholinguistischer Erkenntnisse, in: *Forum Classicum* 3 (2001), 160–167.
- Harald WEINRICH: Linguistik der Lüge, München 72006 (*Beck'sche Reihe*).
- Wolfgang ZAPFE: Methodische Anleitung zum Verstehen und Übersetzen lateinischer Texte, in: *AU* 18.2 (1975), 79–89.

## Sachregister

### A

- Adressatenbezug ..... 15  
*aemulatio* ..... 18, 22  
Aktualisierung ..... 23  
Ambiguität ..... 99, 101  
Anachronismus, Übersetzung  
    als ..... 65  
Äquivalenz  
    approximative 61, 94, 135  
    kontextuale ..... 64  
Äquivalenzkriterien ..... 98  
Arbeitsübersetzung .... 10, 24  
Assoziationsfeld ..... 43  
Ausgangssprache ..... 10, 24,  
    27, 34, 39, 92, 94, 101,  
    133, 139, 140f.  
Ausgangssprachenorientie-  
    rung ..... 24, 27, 34,  
    139–141

### B

- Bedeutung  
    kontextuelle / okkasionel-  
    le ..... 65  
Bedeutungsidentität ..... 68f.  
Bedeutungskern ..... 76f., 84  
Bedeutungsvielfalt ..... *siehe*  
    Polysemie  
Bezeichnung ..... 78, 101

- Bezeichnungsidentität ... 68f.  
bilinguale Textausgaben *siehe*  
    zweisprachige Text-  
    ausgaben

### D

- Defizienz ..... 39  
Dekodieren ..... 14, 61  
Dekodierungskompetenz .. 61  
Determinierung  
    semantische . 58, 65, 75ff.,  
    79  
    sukzessive ..... 95  
Dialog ..... 109  
Disambiguierung ..... 99, 101  
Distanz  
    historische ..... 65  
    taktvolle ..... 19  
Dolmetschen/Dolmetscher 26,  
    101, 105ff., 109, 121,  
    125f., 131  
Dreiphasen-Modell ..... 8, 10

### E

- Eindeutigkeit ..... *siehe*  
    Monosemierung  
Einzelsätze ..... 10

## F

- Feldtypen *siehe* Wortschatzarbeit, feldbezogene
- Fremde, das . . . . 22, 24, 32, 34, 143f.
- Fremdheit . . . . . 31, 34, 39, 68
- Fußnotentexte . . . . . 15, 23, 29

## G

- Gebrauchsbedeutung . . 65, 76
- Glossen . . . . . 20
- Grammatik, generative . . . . 15
- Grundbedeutung . . . . . *siehe* Bedeutungskern

## H

- Hyperbaton . . . . . 28, 33, 40ff., 46ff., 56f., 72

## I

- Identität, semantische . . 68f., 76, 96
- Interlinearversion . . 27, 33, 43  
*interpretatio* (Übersetzung) 100, 126
- Interpretationskompetenz 10, 14, 80
- Invarianz . . . . . 31, 94

## J

- Junktoren / Syntagmen / syntaktische Verbindungen . . . . . 78f., 88, 95

## K

- Kernbedeutung . . . . . *siehe* Bedeutungskern
- Kompatibilität . . . . . 77

## Kompetenz

- ausgangssprachliche . . 10, 119
- translatorische . 10, 14, 61, 68
- zielsprachliche . 10, 14, 61, 118

## Kompetenz

- ausgangssprachliche . . 14, 61, 119
- translatorische . . . 10, 14f., 38, 61, 81, 119

## Konnotation . . . . . 43, 63, 69

- Kontext, situativer . 17, 63, 65, 75

## L

- Lücken, lexikalische . . . . . 101
- Lernprozess, kooperativer 145
- Lexikon . . . *siehe* Wörterbuch, zweisprachiges
- Logisierung . . . . . 29f., 36, 96

## M

- Mehrdeutigkeit . . . 30, 39, 58, 99f.
- Metapher . . . 41, 63f., 69f., 75, 97, 122
- metaphorische Dimension . 70
- Monosemierung 19, 58, 68, 77

## N

- Normgerechtigkeit, zielsprachliche . . . . . 26

## P

- Paraphrase . . . . . 27, 37f., 47



Paraphrasieren... 20, 27, 37f.,  
101  
Polysemie ..... 19, 65, 68, 76  
*proprietas* (Eigenarten)... 10,  
132, 135  
Prosa ..... 57, 87, 138ff.  
Prosaübersetzung... 32, 55ff.,  
57, 131, 133

## R

Redundanz ..... 41f., 113  
Rekodieren..... 13f., 61  
Rekodierungskompetenz.. 61  
Relativitätsprinzip, linguisti-  
sches..... 65  
Respekt vor dem Original. 23  
Rezeptionsdokument..... 24  
Rezeptionsprodukt..... 17  
Rhetorik ..... 39, 90, 92  
Rhetorikausbildung..... 37

## S

Schwierigkeit..... 23,  
32, 39, 43, 56, 65f., 73,  
103, 135, 144  
Semantisierung ..... 48  
Sprachenverschiedenheit.. 61  
Stilmittel..... 28, 33f., 36  
Sukzessivität der sprachlichen  
Zeichen..... 29  
synoptische Lektüre.. 34, 61f.

## T

Texterschließung ..... 9, 10,  
13ff., 40, 83, 91, 101,  
103, 119, 135, 142  
Texterschließungskompetenz  
10, 14

Textpragmatik .... 64, 92, 135  
Textsemantik..... 65, 76, 135  
Texttypologie..... 31

## U

Übersetzbarkeit..... 45, 57  
Übersetzen  
approximatives.. 61, 94f.,  
135  
dokumentierendes 31, 34,  
140  
freies.. 24, 26, 27, 31, 107,  
127  
kooperatives..... 144f.  
prospektives ..... 95  
provisorisches.. 77, 95, 96  
sinngemäßes (*sensum de  
sensu exprimere / trans-  
ferre*) ..... 24, 126f.,  
133  
transponierendes.. 24, 31,  
140  
verstehendes..... 37  
wörtliches (*verbum e ver-  
bo / pro verbo transfer-  
re*)..... 24,  
26f., 30, 31, 34, 37, 62,  
67, 107, 110, 123, 127,  
130f., 133  
Übersetzerinteresse, leserori-  
entiertes ..... 123  
Übersetzung als Mittel ..... 9  
Übersetzung als Ziel ..... 9  
Übersetzungsästhetik ..... 22  
Übersetzungshypothesen.. 96  
Übersetzungsmaximen 19, 24,  
31, 34, 106, 135

Übersetzungsoptimismus . 93  
Übersetzungspessimismus 93  
Übersetzungsvergleich . . . . 42,  
62f., 65, 68–72  
Umschlüsselung . . . . . 14  
Unübersetzbarkeit . . . . . 56f.

## V

*verba – sententiae* . . . . 126, 133  
Vergleich, synoptisch-synkri-  
tischer . . . . . 62  
Vergleichs Gesichtspunkte . 68,  
70, 73  
*vernaculum linguae genus* . 132  
Vernetzbarkeit . . . . . *siehe*  
Kompatibilität  
Vernetzung . . 9, 19, 76–80, 83,  
87, 89, 91  
Verstehen . . . . . 10, 13, 18, 23,  
28f., 33, 39, 57, 72, 79,  
95, 119, 142f.  
Verstehen fremder Denkfor-  
men / Strukturen . 143  
Verstehensinseln . . . . . 95f.  
Vieldeutigkeit *siehe* Polysemie  
Vollendungsbedürfnis . . . . . 9  
Vollendungswert . . . . . 9  
Vorausschau . . . . . 28, 95  
Vorbehaltsverhältnis . . . 32, 61  
Vorläufigkeit . . . . . 9, 18, 95, 96  
Vorverständnis . . . . . 14

## W

Werktreue . . . 17, 19, 21, 26, 32  
Wirkung . 21, 24f., 34, 64, 130,  
132

Wirkungsäquivalenz . . 24, 34,  
64, 132  
Wörterbuch, zweisprachiges  
68f., 77f., 84  
Wort-für-Wort-Übersetzen  
(*verbum e verbo / pro*  
*verbo transferre*) . . 27f.,  
30, 57, 88, 132  
Wort-für-Wort-Verstehen . . 28,  
57, 72, 88, 95  
Wortfolge 27f., 31, 33f., 41, 45,  
71, 95  
wörtlich – frei . . . 24, 26f., 30f.  
wörtlich / Wörtlichkeit . 30, 34  
Wortschatzarbeit . . . 76, 80–84,  
87, 89, 91f.  
feldbezogene . . 76, 80–84,  
86, 91  
intersprachlich vernetz-  
te . . . . . 83  
Wortsemantik . . . . . 65, 76  
Wortstellung 28, 33, 36, 45, 93

## Z

Zielsprachenorientierung . 24,  
31, 106, 123, 139f.  
zweisprachige Textausgaben  
26, 34, 55

## Zum Autor

**Rainer Nickel**, geb. 1940, war seit 1965 als Lehrer für Griechisch, Latein, Deutsch und Philosophie u.a. in Berlin, Kiel, Hermannsburg und Göttingen tätig. Er wurde 1970 an der FU Berlin zu einem philosophiegeschichtlichen Thema promoviert. Von 1985 bis 2005 war er Oberstudiendirektor an einem Göttinger Gymnasium. Er hat zahlreiche fachdidaktische Arbeiten, Lehrbücher, Unterrichtsmaterialien, Lexika, Übersetzungen und zweisprachige Textausgaben (Tusculum und Reclam) veröffentlicht, arbeitet an der Zeitschrift „Der altsprachliche Unterricht“ mit und ist Mitherausgeber der Schriftenreihen „Nova Classica“ (Marburg) und „Ars Didactica“ (Marburg). Bis 2004 war er Lehrbeauftragter an der Universität Göttingen, seit 2008 ist er Lehrbeauftragter an der Universität Marburg, seit 2014 auch an der Universität Basel.



# **Ars Didactica – Marburger Beiträge zu Studium und Didaktik der Alten Sprachen**

[www.uni-marburg.de/fb10/klassphil/seminar/arsdidactica](http://www.uni-marburg.de/fb10/klassphil/seminar/arsdidactica)

- 1** Magnus FRISCH (Hg.), Alte Sprachen – neuer Unterricht, Speyer 2015.
- 2** Mirjam DAUM, Wortschatz und Lehrbuch – Ein Kriterienkatalog für die Wortschatzkonzeption in Lateinlehrwerken, Speyer 2016.
- 3** Rainer Nickel, Übersetzen und Übersetzung. Anregungen zur Reflexion des Übersetzens im altsprachlichen Unterricht, Speyer 2016.

Folgender Band ist in Vorbereitung:

- 4** Magnus FRISCH (Hg.), Metrik im altsprachlichen Unterricht, Speyer 2016.

Weitere Bände sind geplant.



# Ars Didactica

## Marburger Beiträge zu Studium und Didaktik der Alten Sprachen

Dieser Band befasst sich mit einem wichtigen Aspekt der *Ars didactica*: Er diskutiert zwar keine neuen „Übersetzungsmethoden“, will aber dazu anregen, das Übersetzen als eine unverzichtbare Kulturtechnik zu lehren und zu lernen. Er will dazu ermuntern, das Übersetzen nicht auf die informationstheoretischen bzw. nachrichtentechnischen Vorgänge des Rekodierens und Dekodierens zu reduzieren, sondern als eine anspruchsvolle und bisweilen auch kreative Leistung ernst zu nehmen, seine ästhetische Dimension nicht aus den Augen zu verlieren und den Respekt vor dem Original erkennen zu lassen.

**Kartoffeldruck-Verlag**

ISBN 978-3-939526-29-2



9 783939 526292